

Schwerkranke Menschen auf ihrem letzten Wegstück umsorgen: Blick in die stille Welt einer Palliativstation

DOSSIER > SEITEN 5-8



BILD: ANNETTE BOUTELLIER

reformiert.

Kirchenbote / Kanton Zürich

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 6.1 | JUNI 2013
www.reformiert.info

Die Debatte geht weiter – hinter den Kulissen

BESCHNEIDUNG/ Vor einem knappen Jahr diskutierte die Schweiz über die jüdische und muslimische Knabenbeschneidung. Heute ist die öffentliche Debatte verstummt. Kritische Stimmen gibt es aber immer noch.



Messer für die jüdische Knabenbeschneidung am achten Lebenstag ILLUSTRATION: ALINA GÜNTER

Begonnen hatte die Debatte auf einem juristischen Nebenschauplatz: Ein Kölner Landgericht stufte im Mai 2012 die rituelle Beschneidung eines muslimischen Jungen als Körperverletzung ein. Sofort postulierte muslimische und jüdische Verbände, unterstützt von den Kirchen: Die verfassungsmässige Religionsfreiheit gibt den Religionsgemeinschaften das Recht, Beschneidungen durchzuführen. Und im Nachsatz begründeten sie: Medizinisch gesehen, sei die Beschneidung nur ein geringfügiger Eingriff.

UNVERSEHRT. Im Juli 2012 flammte die Debatte mit ähnlichen Fronten auch in der Schweiz auf. Das Kinderspital Zürich führte ein Moratorium für medizinisch nicht notwendige Beschneidungen ein, obwohl die Praxis in der Schweiz legal ist. Nach einem knappen Monat wurde das Moratorium wieder aufgehoben; seither ist die Beschneidung hierzulande in der Politik und der Öffentlichkeit kein Thema mehr. In Deutschland hingegen wurde im Dezember 2012 ein Gesetz eingeführt, das die rituelle Beschneidung weiterhin erlaubt, wenn sie nach den Regeln ärztlicher Kunst erfolgt.

Die Ethikerin Ruth Baumann-Hölzle bedauert das abrupte Ende der Schweizer Debatte. Denn ganz im Gegensatz zu muslimischen Verbänden – wie der Vereinigung der Islamischen Organisationen Zürich (Vioz) – und des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds ist für sie das Kappen des kleinen Hautlappens am Babypenis eine schwerwiegende Verletzung der physischen und psychischen Unversehrtheit des Kindes. Die Leiterin des Instituts «Dialog Ethik» plädiert dafür, bei der Abwägung zwischen Religionsfreiheit und der menschenrechtlich verbrieften Schutzwürdigkeit der Einzelperson Letzterem den Vorzug zu geben.

UNBESCHNITTEN. Baumann-Hölzle möchte die Beschneidungsfrage in einem erweiterten Kontext diskutieren. Die Kardinalfrage laute: «Wie weit geht die elterliche Kompetenz bei solchen Operationen?» Bei chirurgischen Eingriffen wegen abstehenden Ohren zum Beispiel gelte es abzuwägen, wie stark das Kind selbst darunter leide. Auch in der Beschneidungsfrage will sie von der Kinderoptik her entscheiden. Ein unbeschchnittener Junge, der in einem streng religiösen Kontext aufwächst, laufe als Unbeschchnittener Gefahr, gehänselt zu werden. Sie warnt davor, die Diskussionen mit einem Beschneidungsverbot zu beenden. Vielmehr plädiert sie für

einen interreligiösen Dialog mit dem Judentum um Reformen. Auch das gesetzestreue Judentum sei wandelbar und habe kulturelle Praktiken wie das Tieropfer überwunden, argumentiert sie. Das Ritual der Beschneidung lasse sich verändern, beispielsweise in einen symbolischen Akt.

URTEILSFÄHIG. Auch die Stiftung Kinderschutz Schweiz (SKS) hofft auf einen Wandel des Rituals. «Wir haben uns letzten Sommer mit einer Stellungnahme zurückgehalten, um nicht Beifall von antisemitischer oder islamophober Seite zu provozieren», sagt Flavia Frei von der SKS. Aber die Stiftung würde es begrüßen, wenn jüdische und muslimische Jugendliche erst im Alter von vierzehn oder besser sechzehn Jahren beschnitten würden. Dann wäre es diesen möglich, einen «informierten Entscheid» zu treffen.

Diese Forderungen hat das Kinderspital Zürich zum Teil bereits umgesetzt. Seit der Aufhebung des Moratoriums etablierte sich im Spital eine neue Praxis. Wollen Eltern ihr Kind ohne medizinische Notwendigkeit beschneiden lassen, wird mit ihnen ein ausführliches Gespräch über die Vor- und Nachteile des Eingriffs geführt. Das Spital empfiehlt, die Beschneidung erst durchzuführen, wenn der Knabe ab dreizehn Jahren mitentscheiden kann – ab diesem Alter wird ihm aus medizinrechtlicher Sicht eine gewisse Urteilsfähigkeit zubilligt. «Diese Gespräche haben sich bewährt», sagt Spitalsprecherin Manuela Eggenberger. Heute führt das Kinderspital jährlich drei bis vier medizinisch nicht notwendige Beschneidungen durch. «Tendenziell bemerken wir einen Rückgang, auch wenn wir die Zahlen dieser Beschneidungen nicht statistisch erfassen», so Eggenberger.

Selbst die Vioz räumt ein, dass die rituelle Beschneidung juristisch gesehen eine Körperverletzung darstellt. Vioz-Sprecher Muhammad Hanel nimmt die Beschneidungsdebatte dennoch als einen «grossen Kulturkampf» gegen die islamischen Gemeinschaften in Europa wahr, wie er in einem Interview sagte.

Raffael Guggenheim, Kinderarzt und Mitglied der moderat orthodoxen israelitischen Kultusgemeinde in Zürich, wurde in letzter Zeit kaum mehr auf die Beschneidung angesprochen. Auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft habe

keine Grundsatzdiskussion stattgefunden, sagt er. «Mir ist keine einzige traditionelle jüdische Organisation bekannt, die sich im Grundsatz kritisch zur rituellen Beschneidung äussert. Diese ist und bleibt Zeichen des Bundes mit Gott.»

Der Arzt, der am Zürcher Stadtspital Triemli und in eigener Praxis tätig ist, weiss ebenfalls, dass die Beschneidung juristisch gesehen eine Körperverletzung ist. Doch die jüdische Gemeinschaft bewerte diese Tatsache anders als Beschneidungskritiker, erklärt er. «Die Beschneidung ist ein Eingriff am männlichen Körper – an jenem Organ, das der Fortpflanzung dient. Diese und das sexuelle Erleben sollen keine reine Lustsache sein, sondern die tiefere Verbindung des Menschen mit dem Seelischen ermöglichen.» Das männliche Lustempfinden werde dadurch aber nicht signifikant gestört. Auch Komplikationen seien nach dem acht Sekunden dauernden Eingriff selten.

UNTERSTÜTZT. Die Reformierten unterstützen die Religionsgemeinschaften und setzen sich für deren Recht ein, ihre Religion frei auszuüben – inklusive Beschneidung. Darum ist für Christina Tuor, Theologin beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK), klar: «Es kann nicht sein, dass Juden und Muslimen von aussen Reformen vorgeschrieben werden.» Die Religionsgemeinschaften seien selbst fähig, ihre Rituale im Rahmen des geltenden Rechts verantwortungsvoll zu gestalten. Sie wünscht sich, dass in der Beschneidungsdiskussion die Stimme der Religionsgemeinschaften, die allzu oft überhört werde, mehr Gewicht erhält.

DELPHUCHER, SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER

Ein altes religiöses Ritual

Die Knabenbeschneidung ist ein Jahrtausende altes Ritual von Juden und Muslimen. Dabei wird die Vorhaut am Penis teilweise oder ganz beschnitten; bei jüdischen Knaben in der Regel am achten Lebenstag, bei muslimischen im späteren Kindesalter. Jüdische Familien in der Schweiz lassen ihre Knaben meist von einem Mohel, einem ausgebildeten Beschneider, im Rahmen eines Rituals in der Synagoge beschneiden. Muslimische Familien gehen dafür meist ins Spital. Das jüdische Ritual der Beschneidung («Brit Mila») wurde laut der hebräischen Bibel vom

Stammvater Abraham eingeführt. Sie gilt als Zeichen des Bundes des israelitischen Volkes mit Gott. Beschneidungen wurden den Juden in der Geschichte – vom römischen Kaiser Hadrian bis zu Stalin und Hitler – immer wieder verboten. Die moderne Diskussion legt ihr Gewicht stark auf den Kinderschutzgedanken. SAS



BILD: FABIAN BIASIO

PORTRÄT

Tanzen baut Grenzen ab

STREETDANCE. Der eine ist Kosovare, der andere Serbe. Doch in erster Linie fühlen sich Vlado Stanculovic und Petrit Tanushi als Schweizer; ethnische Hürden überwinden die beiden im gemeinsamen Tanz. > SEITE 12

JUBILÄUM

Fünf Jahre

reformiert. Wir suchen das Evangelium an überraschenden Orten. Wir fragen und hinterfragen, wir zeigen Kirche auf der Gasse und in der Welt. («reformiert») ist nun seit fünf Jahren unterwegs. Kritik, Wünsche, Anregungen und «Blumen» bitte an > www.reformiert.info

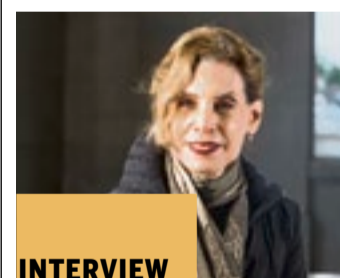


BILD: PATRICK GUTENBERG

INTERVIEW

Linke Wende der Religiösen

USA. Die frommen, bibeltreuen Christen in den USA stehen politisch rechts, wählen die Republikaner und kämpfen verbissen gegen Abtreibung und Homosexualität. Soweit das Klischee – das je länger, je weniger zutrifft. Dies sagt die Sozialwissenschaftlerin Marcia Pally aus New York, welche die evangelikale Szene in Amerika seit Jahren erforscht. Im Interview beschreibt sie, warum sich Evangelikale in den USA neuerdings mit Umweltschutz, Armenfürsorge und mit der Immigrationspolitik befassen. > SEITE 4

NACHRICHTEN

Sterbehilfe klar regeln

GERICHTSHOF. Die Schweiz muss gesetzlich festlegen, ob und unter welchen Bedingungen Menschen ohne tödliche Krankheit ein medikamentöser Suizid zu ermöglichen ist. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg hat einer schwerkranken 82-jährigen Zürcherin Recht gegeben, der die Sterbehilfeorganisation Exit die Suizid-Unterstützung verweigert hatte. **sts**

Neue Chefredaktorin beim «Doppelpunkt»

MEDIEN. Die Theologin Katharina Buschor-Huggel übernimmt ab August die Leitung der evangelischen Wochenzeitschrift «Doppelpunkt», des früheren «Leben & Glauben». Die Pfarrerin war zuvor in verschiedenen Gemeinden mit vakanten Pfarrstellen als Verweserin tätig gewesen. Ihre Vorgängerin Marianne Weymann ist seit Mai Redaktionsleiterin der Wochenzeitschrift «Reformierte Presse». **sts**

Pfarrpersonen vertraut man

STUDIE. Schweizer vertrauen am meisten Feuerwehrleuten, Krankenschwestern und Piloten. Dies zeigt eine Studie von «Reader's Digest» in zwölf europäischen Ländern zu den angesehensten Berufen. Gegenüber dem Vorjahr ist das Vertrauen in Kirchenvertreter von 45 auf 49 Prozent gestiegen. Am schlechtesten weg kommen in der Umfrage die Politiker. **sts**

Wechsel bei der «streetchurch»

JUGENDKIRCHE. Die Jugendkirche «streetchurch» bekommt einen neuen Geschäftsführer. Per 1. Oktober 2013 übernimmt der ausgebildete Sozialdiakon Philipp Nussbaumer die Stelle. **sts**

AUCH DAS NOCH

Kirchenratspräsident mit Basel im Herzen

CUP. Da steht er und kann wohl nicht anders: Kirchenratspräsident Michel Müller im Trikot des FC Basel. Cupfinalbesucher Müller stellt das Bild vor der Niederlage gegen GC auf seine Facebook-Seite und erntet die besorgte Frage: «Darf man das als Zürcher Kirchenratspräsident?» Man darf. Zumindest solange Basel wenigstens einen Titel in Zürich lässt. Zudem wirkt das Bekenntnis befreiend: Eine Oberländer Pfarrerin dankt als Fan der deutschen Elf und des FC Bayern in einem Anflug von Katholizismus für die «Absolution». **FMR**

Behörden hoffen auf Ausländer

WAHLEN/ Weniger als ein Jahr vor den Wahlen sind viele Kirchenpflegesitze vakant. Auch Kandidierende ohne Schweizer Pass haben jetzt eine Chance.

«Kirchenpflegerin/Kirchenpfleger gesucht, ab sofort oder nach Vereinbarung» – mit solchen Aufrufen im Stile von Stellenanzeigen versuchten in den letzten Monaten etliche Zürcher Kirchgemeinden, etwa Uetikon am See, Bonstetten oder Regensberg, neue Behördenmitglieder zu rekrutieren. Dabei geht es aber noch gar nicht um die Gesamterneuerungswahlen, die ab Februar 2014 im ganzen Kanton anstehen, sondern um Vakanzstellen in der laufenden Amtsperiode.

DEMISSION. In den 179 Zürcher Kirchgemeinden sind von 1327 Kirchenpflegesitzen derzeit 86 nicht besetzt, wie Nicolas Mori, Leiter Kommunikation der Landeskirche, weiss. Zwar bleibt ein Kirchenpflegemitglied im Durchschnitt sechs Jahre und acht Monate im Amt, also mehr als anderthalb Amtsperioden. Aber es kommt im Verlaufe einer Amtsperiode doch auch immer wieder zu Rücktritten, denn für das Kirchenpflegeamt besteht kein Amtszwang (siehe Sideline).

Die Gründe, vorzeitig aus dem Amt zu scheiden, sind vielfältig: Wohnortwechsel, Berufswechsel, Krankheit, oft aber auch Konflikte innerhalb der Behörde. In Wetzikon beispielsweise kam es nach einem Streit zwischen Präsident und

Vizepräsident zum Jahreswechsel gleich zu drei Vakanzstellen in der Kirchenpflege.

Pikant ist auch die Situation in der kleinen Kirchgemeinde Rafz: Sie konnte nach den Wahlen von 2010 stolz sein, mit Susanne Rothe-Russenberger und Ilona Krickhahn-Wende gleich zwei neue Kirchenpflegerinnen mit ausländischem – genauer: deutschem – Pass ins Amt erkoren zu haben. Das war nach der 2009 verabschiedeten neuen kantonalen Kirchenordnung bei dieser Wahl erstmals möglich. Beide sind inzwischen Schweizerinnen geworden, aber beide sind nicht mehr im Amt. Zumindest bei Susanne Rothe-Russenberger steht der Rücktritt mit der überraschenden Abwahl des Rafzer Pfarrers Christian Zurschmiede im Zusammenhang, wie der Kirchenpflegepräsident bestätigt.

Wie viele Kirchenpflegerinnen und Kirchenpfleger ohne Schweizer Pass im Amt sind oder waren, ist nicht genau bekannt. Der Landeskirche wurden in einer Umfrage im Mai 2010 zwanzig ausländische Behördenmitglieder gemeldet, davon neunzehn mit deutschem Pass. Zumindest die Abgänge in Rafz wurden inzwischen kompensiert: In Zürich-Wiedikon wurde im Oktober 2012 der Berliner Carsten Hahn in die Kirchenpflege

gewählt, in Wetzikon ersetzte diesen Frühling Maïke Tepper in stiller Wahl einen der Abgänge. «Ich hatte mich ursprünglich nur für Freiwilligenarbeit gemeldet», sagt die 48-jährige Deutsche.

INTEGRATION. Nicolas Mori, Kommunikationschef der Landeskirche, kann «sich vorstellen, dass sich längerfristig eine höhere Quote ergibt als der generelle Ausländeranteil von drei Prozent». Da der letzte Amtsdauerbeginn zusammen mit der Inkraftsetzung der neuen Kirchenordnung zusammenfiel, konnten laut Mori noch gar nicht viele ausländische Mitglieder die Möglichkeit nutzen, Einsitz in Kirchenpflegen zu nehmen. «Das Mittun in der Kirche ist für viele ausländische Mitglieder auch eine Möglichkeit, sich zu integrieren.»

Dass das Ausländerwahlrecht in der neuen Kirchenordnung die Situation entschärfen kann, erlebt nach Zürich-Wiedikon und Wetzikon jetzt auch Uetikon am See, wie Kirchenpflegepräsident Daniel Mettler erklärt: Hier hat der Aufruf zur Kandidatur eines gut integrierten, seit Langem ortsansässigen Kirchenmitglieds geführt. Der Kandidat ist ausnahmsweise kein Deutscher, sondern amerikanischer Staatsbürger. **THOMAS ILLI**

Über 20 Präsidien ausgewechselt

2010 registrierte die Landeskirche nicht weniger als 469 Rücktritte. Darin sind allerdings die Demissionen auf Ende der letzten Amtsperiode mitenthalten, denn im Frühling 2010 fanden die letzten Gesamterneuerungswahlen statt. Im folgenden Jahr 2011 waren es 75 Rücktritte, 2012 bereits 95, und bis Mitte Mai des Jahres 2013 sind 15 weitere Kirchenpflegemitglieder aus dem Amt geschieden. Unter den seit August 2010 erfassten Rücktritten befanden sich auch 21 Präsidentinnen und Präsidenten (Stand Januar 2013). **TI**

www.zh.ref.ch/handlungsfelder/gli/behoerden/kirchenpflege



Spendenparlament knackt die Millionengrenze

SOLIDARITÄT/ Das Zürcher Spendenparlament hat Grund zum Feiern. Seit 2006 hat es Integrationsprojekte mit mehr als einer Millionen Franken unterstützt. Die Idee: Man bezahlt einen Mitgliederbeitrag und bestimmt mit, wer unterstützt wird.

Vom Tixi-Taxi über den Chor der Nationen bis zum interkulturellen Übersetzen – 91 Projekte hat das Spendenparlament seit seiner Gründung im Jahr 2006 schon mitfinanziert. Gemeinsam ist den Projekten: Sie kommen aus dem Grossraum Zürich, und sie fördern die Integration, bringen unterschiedlichste Menschen zusammen und stärken die gesellschaftlich schlechter Gestellten.

NÄHE ÜBERZEUGT. Am 6. Juni wird das Spendenparlament nun die Millionengrenze knacken. Mit den 80000 Franken, die es an seiner vierzehnten Parlamentsitzung neu vergeben wird, hat es insgesamt 1042000 Franken ins gute Zusammenleben investiert.

Das Besondere am Spendenparlament, das von Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist präsiert wird, liegt in der Nähe: Die Projekte können jederzeit besucht werden. Wer Geld braucht, stellt

seine Idee an der Parlamentsitzung persönlich vor und beantwortet alle Fragen. Die Parlamentsmitglieder wiederum entscheiden, wem sie wie viel Geld geben.

Im Moment gehören dem Verein 147 Privatpersonen sowie 10 Institutionen und Stiftungen an, die einen jährlich Beitrag von 500 Franken beziehungsweise 2500 Franken bezahlen. Geschäftsführerin Susanne Schürz unterstreicht die Vorteile der Nähe: «Man gibt nicht nur einfach Geld; man wird auch persönlich berührt und bewegt durch die Anliegen der Menschen, die man kennenlernt.»

DOPPELT BELOHNT. An der kommenden Sitzung stehen sieben Projekte zur Auswahl. Wer vorgeschlagen ist, erhält normalerweise auch Geld. Manchmal kommt es dennoch zu kleinen Überraschungen. Vor einem Jahr etwa überzeugte eine Idee die Parlamentsmitglieder derart, dass sie gleich das Doppelte

«Man gibt nicht nur einfach Geld; man wird auch persönlich berührt und bewegt durch die Anliegen der Menschen, die man kennenlernt.»

SUSANNE SCHÜRZ

des angefragten Betrags zusagten. Die «Street Soccer Academy» profitierte von der Spenderfreude. Jugendliche helfen Kindern dort bei den Hausaufgaben und trainieren sie anschliessend im Fussball.

GÄSTE WILLKOMMEN. Zwei vom Spendenparlament unterstützte Theaterproduktionen kann man sich übrigens im Juni anschauen: «Listen», ein Stück von Gehörlosen und Hörenden im Tanzhaus Zürich, und «Schweizerpass Superstar», eine Aufführung des interkulturellen Theaters Maxim. Und wer die spezielle Atmosphäre an einer Sitzung des Spendenparlaments selbst miterleben möchte, ist am 6. Juni als Gast im Rathaus jederzeit willkommen. **CHRISTA AMSTUTZ**

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES SPENDENPARLAMENTS: Donnerstag, 6. Juni 2013 um 19 Uhr im Rathaus Zürich. 17.45 Uhr: Markt der Projekte und Apéro. Festrede: Kabarettist Lorenz Keiser, Grusswort: Regierungsratspräsident Thomas Heiniger. www.spendenparlament.ch



Trauer in Bagdad – am Begräbnis eines ermordeten Priesters

«Für Christen wird das Leben zur Hölle»

NAHER OSTEN/ Der Journalist Martin Durm hat über den arabischen Frühling berichtet – er macht sich Sorgen über den drohenden Exodus der Christen aus dem Irak und aus Syrien.

Martin Durm, vor Kurzem sind Sie im syrischen Aleppo unter Beschuss geraten – zusammen mit Ihrem Kollegen Jörg Armbruster, der dabei schwer verletzt wurde. Meiden Sie künftig den Nahen Osten?

Es braucht seine Zeit, bis man ein solches Erlebnis verarbeitet hat. Aber ich werde wieder hingehen: Ich habe die Revolutionen in Ägypten, Libyen und im Jemen miterlebt und mich von der Euphorie der ersten Monate mitreißen lassen. Wenn jetzt die Islamisten die Aktivisten von damals an den Rand drängen, will ich nicht wegblicken.

Ist der arabische Frühling zu Ende?

Er entwickelt sich in eine Richtung, mit der ich, offen gestanden, nicht gerechnet habe. Es bewahrheitet sich, dass in Revolutionen jene Kräfte die Überhand gewinnen, die am besten organisiert

sind. In der Französischen Revolution waren dies seinerzeit die Jakobiner, in der Russischen die Bolschewiken. Und in der Arabischen sind es leider nicht die jungen Aktivisten mit ihrem guten Willen, sondern die Moslembrüder und Salafisten in Ägypten – und die Dschihadisten in Syrien.

Zu den Verlierern des Arabischen Frühlings zählen Sie auch die Christen. Herr Durm, Sie waren eben im syrischen Aleppo: Wie geht es den christlichen Gemeinschaften dort?

Aleppo ist eine geteilte Stadt: Der Westen wird vom Regime Assad gehalten, der Osten von Rebellen kontrolliert. Die Christinnen und Christen verlassen den Osten der Stadt, weil unter den Rebellen die Islamisten dramatisch an Einfluss gewinnen – ideologisch wie auch militärisch.

Heisst das: Die Christen stehen zu Assad?

Sie sagen einfach, unter der säkularen Diktatur hätten sie den Glauben frei ausüben können – bis hin zu Prozessionen in Damaskus. Nun fürchten sie sich vor einem Szenario à la Irak, wo innert zehn Jahren tausend Christen getötet, über eine Million in die Flucht getrieben und siebzig Kirchen niedergebrannt wurden.

Sie sprechen von Christenverfolgung. Andere Journalisten vermeiden diesen Begriff.

Was ist es denn sonst? Für die Christen ist das Leben im Irak die Hölle, für jene in Syrien zeichnet sich diese ab. Es ist empörend, dass sogar Amnesty, das sonst bei jeder verfolgten Minderheit Alarm schlägt, sich um den Begriff drückt.

Wie erklären Sie sich das?

Das Christentum hat bei uns im Westen keinen guten Ruf mehr: Am Stammtisch und darüber hinaus wird es rasch mit Hexenverbrennung oder gewaltsamer Missionierung Südamerikas in Verbindung gebracht. In einem solchen Umfeld haben die an Leib und Leben bedrohten Christen des Orients schlechte Karten.

Auch Muslime werden dort zu Opfern.

Das stimmt. Doch Syrien und Irak werden nach Ende der Bürgerkriege weiterhin muslimisch sein. Die christliche Minderheit hingegen, die hier lange vor der Islamisierung schon ansässig war, wird dann praktisch nicht mehr existieren.

Haben die Islamisten die Christen im Visier?

Ja, wenn auch nur als Sekundärgegner. Hauptfeind der sunnitischen Islamisten sind die Schiiten, darunter die Alawiten Syriens. Die Bürgerkriege in Syrien und im Irak werden überlagert vom grossen inner-islamischen Konflikt zwischen dem sunnitischen Saudi-Arabien und dem schiitischen Iran.

Sind da die Christen bloss Manövriermasse?

Sie sind zumindest leichte Opfer, weil sie weder im Irak noch in Syrien über Milizen verfügen – und nicht in Stammesverbänden organisiert sind. Wenn Sunniten gegen Schiiten vorgehen, kriegen sie es sofort mit dem schiitischen Stamm zu tun. Anders bei den Christen: Die kann man sozusagen gefahrlos angreifen.

Bleibt den Christen nur die Flucht?

In Syrien sitzen viele Christen auf gepackten Koffern. Hunderttausende irakischer Christen sind nach Europa, Amerika und Australien emigriert. Im Nordirak finden sie Unterschlupf bei den Kurden. Nicht gratis: Die Kurden schützen die Christen, weil sie mit deren Stimme rechnen, sollte dereinst über die Zugehörigkeit der erdölreichen Gebiete um Kirkuk und Mosul abgestimmt werden.

Und die Kirchenführer Europas: Tun sie genug für die Christen in Syrien und im Irak?

Sie tun, was sie können. Nicht so Europas Politiker. Diese munitionieren Saudi-

«Es ist empörend, dass sich sogar Amnesty International, das sonst sofort Alarm schlägt, um das Wort Christenverfolgung drückt.»

.....

Arabien, welches die Islamisten massiv unterstützt, die ihrerseits die Christen aus dem Irak und aus Syrien vertreiben wollen. Das ist eine zynische und skandalöse Politik. **INTERVIEW: SAMUEL GEISER**



MARTIN DURM, 54 ist Redaktor beim Südwestrundfunk SWR2 in Baden-Baden. Von 1996 bis 2001 war er ARD-Korrespondent in Kairo. Ab 2011 berichtete er laufend über den arabischen Frühling in Ägypten, Libyen, Jemen und Syrien. 2012 erhielt er den Deutschen Radiopreis in der Kategorie «Beste Reportage» für seine Sendung «Muammar al Gaddafi: Aufstieg und Fall eines Despoten». **SEL**

«Die demokratischen Kräfte brauchen jetzt jede Hilfe»

WIDERSTAND/ Ein syrischer Menschenrechtler und eine syrisch-ungarische Künstlerin waren in der Schweiz unterwegs, um von den friedlichen und demokratischen Initiativen im Bürgerkriegsland zu erzählen. Über diese werde kaum mehr berichtet.



Shadi Alshhadeh (28) und Róza El-Hassan (47) in Zürich

Am Anfang des Bürgerkriegs in Syrien stand ein Traum: mit friedlichem Protest das Assad-Regime zu stürzen. Es waren vorab junge Leute, die für die Demokratie auf die Strasse gingen. Unter ihnen auch Shadi Alshhadeh. Im Oktober 2011 musste der Jurist nach Kairo fliehen.

STIMMEN. Seither engagiert sich der 28-Jährige für seine Landsleute in Ägypten und unterstützt die syrische Demokratiebewegung mit Blogs und anderen Projekten. Auf «Syrianvoices» etwa sammelt er Zeugnisse von Kriegsbedrohten. Wie viele syrische Flüchtlinge in Ägypten leben, ist schwer zu beziffern. Letzten Herbst ging das UNO-Hochkommissariat für Flüchtlinge von 150 000 Personen aus. Alshhadeh sagt, es seien

jetzt sehr viel mehr. Die meisten versuchen, sich im Moloch Kairo durchzuschlagen, mit gegenseitiger Solidarität und Schwarzarbeit. Viele sind jung, mussten ihre Ausbildung abbrechen und haben psychische Probleme.

Das Projekt «Zaytoon», das Shadi Alshhadeh und Róza El-Hassan gemeinsam entwickelt haben, will die jungen Leute vernetzen und sie unterstützen. Das Prinzip: Wer etwas gut kann, unterrichtet gratis andere. Es gibt Informatik- und Medienseminare, Englisch-, Französisch- und Italienischunterricht, Erste-Hilfe- und Kochkurse... Jeden Freitagabend finden Vorträge zu politischen, sozialen, juristischen und philosophischen Themen statt.

Alshhadeh und El-Hassan arbeiten eng zusammen – er vor Ort, sie in Budapest und auf ihren Reisen. El-Hassan – syrischer Vater, ungarische Mutter – gehört zu den bekanntesten Künstlerinnen Ungarns. In Zeichnungen, Videos, Installationen und Aktionen setzt sie sich mit gesellschaftlichen Problemen auseinander. Oft arbeitet sie auch ausserhalb der Kunstszene. Mit Roma-Frauen versucht sie etwa, deren Korbflechttechnik neu zu beleben.

Seit einiger Zeit sitzt die Künstlerin täglich am PC, analysiert und übersetzt Berichte aus Syrien. Auf einer Website dokumentiert sie die Demokratiebewegung. El-Hassan ordnet jeder Initiative einen sogenannten QR-Code zu – man liest ihn mit dem Handy ein und gelangt so zu mehr Informationen übers Projekt.

CODES. Da wird von unermüdeten Trümmersprayern und mutigen Künstlerinnen berichtet, von demokratischen Stadtkomitees und Kulturerbe-Beschützerinnen. Plakate sollen die Codes bekannt machen: Um syrische Künstler mit Kulturschaffenden aus aller Welt in Kontakt zu bringen, um Museen, Schulen, Gemeinden zu Partnerschaften mit Friedensinitiativen zu bewegen. «Die demokratischen Kräfte sind immer noch aktiv – und sie brauchen jede erdenkliche Hilfe», sagt El-Hassan. «In meiner Heimat gehört jeder Mensch einer Minderheit an», sagt ihr Mitkämpfer. Beide halten am Glauben fest, dass das Miteinander der Religionen nicht für immer zerstört werden kann. **CHRISTA AMSTUTZ**

Blog: www.syrianvoices.wordpress.com
Projekte: www.qrcodesforsyria.wordpress.com

«Damit die Christen keine nützlichen Idioten werden»

EVANGELIKALE/ Die Sozialwissenschaftlerin Marcia Pally erforscht die evangelikalen Christen in den USA. Im Interview erklärt sie, warum sich viele von der rechten Politik ab- und linken Themen zugewandt haben.



Sieben Jahre Feldforschung bei den US-Evangelikalen: Marcia Pally zu Besuch in Zürich

Frau Pally, die Evangelikalen in den USA stehen politisch rechts, wählen die Republikaner und lehnen Abtreibung wie Homosexualität ab. Stimmt dieses Klischee?

Nur zum Teil. Es hat schon früher nicht gestimmt und stimmt heute gar nicht mehr. Geschichtlich gesehen sind die Evangelikalen in den USA eine progressive Bewegung. Weil sie die innere Beziehung zu Christus suchen und selbstverantwortetes moralisches Handeln predigen, waren sie stets obrigkeitkritisch und setzten sich für Bauern und Arbeiter ein. Sie waren entscheidend am Aufbau der amerikanischen Zivilgesellschaft beteiligt, engagierten sich für öffentliche Schulen und den Verzicht auf Alkohol – damals ein feministisches Anliegen. Die Hinwendung zum Konservatismus kam erst im 20. Jahrhundert, unter anderem in den Sechzigerjahren.

Was geschah damals?

Als Reaktion auf die sexuelle Revolution und den «gottlosen» Kommunismus, den Amerika im Vietnamkrieg erfolglos zu bekämpfen suchte, schloss sich die Mehrheit der Evangelikalen der religiösen Rechten an. Sie unterstützten fortan den Militarismus und das neoliberale Wirtschaftsdenken und kämpften gegen Abtreibung und Homosexualität.

Und heute?

Seit dem Jahr 2005 lässt sich ein Wandel beobachten. Eine bedeutende Zahl von Evangelikalen wandte sich von der religiösen Rechten ab. Sie öffneten sich für antimilitaristische und konsumkritische Thesen und setzen heute auf Armenhilfe, Umweltschutz, Reform der Einwanderungsgesetze sowie Aussöhnung zwischen Rassen und Religionen.

Wie kam es zu diesem Sinneswandel?

Durch einen Generationenwandel. Jüngere Evangelikale wandten sich von der Engstirnigkeit der 1980er- und 1990er-Jahre ab. Zudem war für viele Evangelikale die arrogante Haltung gegenüber dem menschlichen Leben der Regierung von George W. Bush nicht akzeptabel, die sich etwa an der lockeren Einstellung gegenüber der Folter zeigte. Sie fragten sich plötzlich, wie weise es ist, mit der Macht zu paktieren. 2008 veröffentlichten evangelikale Vertreter ein «evangelikales Manifest». Es rief die Gläubigen auf, sich von der Parteipolitik zu distanzieren, damit Christen nicht zu «nützlichen Idioten» der Parteien werden.

Warum sind die linken Evangelikalen «neu»?

Der Begriff stammt nicht von mir, sondern von Richard Cizik, einem der pro-

MARCIA PALLY

ist Professorin für multikulturelle Studien an der New York University und zurzeit Gastprofessorin in Berlin. Die Sozial- und Kulturwissenschaftlerin ist Autorin mehrerer Bücher, unter anderem «Die neuen linken Evangelikalen. Freiheitsgewinne durch fromme Politik» (2012). An der Tagung «Engagement und Religion» des Zentrums für Religion, Wirtschaft und Politik und der reformierten Landeskirche hielt sie kürzlich in Zürich einen Vortrag.

minentesten evangelikalen Lobbyisten in den USA. «Neu» bedeutet, dass sie sich von der Rechten abgewandt haben und nun eine Mischung aus progressiven Positionen – etwa zur Armutsbekämpfung – und konservativen Standpunkten – etwa zur Abtreibung – vertreten.

Die neuen Evangelikalen und die religiöse Rechte haben also auch Gemeinsamkeiten.

Viele der neuen Evangelikalen haben einige ihrer einstigen konservativen Positionen nicht aufgegeben. Die meisten sind immer noch gegen die Legalisierung der Abtreibung. Aber sie gewichten andere Anliegen wie den Umweltschutz momentan stärker. Und sie haben gemerkt: Da 73 Prozent der Abtreibungen ökonomische Gründe haben, können diese nur verhindert werden, wenn es neben der nachgeburtlichen Betreuung der Mütter auch Kinderkrippen und Jobchancen gibt. Dafür engagieren sie sich verstärkt.

Wie viele neue Evangelikale gibt es?

Das ist schwierig zu sagen, denn die linken Evangelikalen sind keine struktu-

«In der Ära von George W. Bush fragten sich die Evangelikalen plötzlich, ob es weise ist, mit der Macht zu paktieren.»

.....

rierte Bewegung mit Anführern und Parolen. Vielmehr war die linke Wende ein langsamer, unorganisierter Wandel unzähliger Basisgemeinschaften, die sich wiederum aus vielen Menschen, Kirchen und Glaubensstilen zusammensetzen. Die genaueste Schätzung ist, dass 19 Prozent der Amerikaner, die nicht zur religiösen Rechten gehören, sich als treu ergebene Protestanten bezeichnen.

In Ihrem Milieu haben Sie sieben Jahre lang Feldstudien betrieben. Was trafen Sie an?

Ich habe lokale Kirchen besucht, mit Gläubigen gesprochen und Predigten, sowie Kirchenblogs gelesen – und ein breites Engagement gesehen. Eine Kirche in den Südstaaten gibt jährlich anderthalb Millionen Dollar für Projekte zu sozialer Gerechtigkeit aus. Eine Megakirche im Mittleren Westen ist stolz auf ihre Programme für Drogenabhängige und Obdachlose, auf Gefängnisbesuche und sozialen Wohnungsbau.

Geht es Ihnen in Ihrer Arbeit eigentlich um eine Ehrenrettung der Evangelikalen?

Nein. Als Sozialwissenschaftlerin, die zu Religion und Politik forscht, komme ich an den Evangelikalen nicht vorbei. Sie sind wichtige Impulsgeber für die amerikanische Gesellschaft und werden dies noch stärker werden. Beispielsweise kämpfen sie seit 2009 gegen die von republikanischer Seite forcierten Budgetkürzungen für Bedürftige. Diese sozialen Themen werden immer brennender werden – nicht nur in Amerika.

INTERVIEW: SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER

Global und fair

DESIGN/ Zwei Schweizer Designer produzieren in Indonesien Möbel. Die nachhaltige Kooperation über Kontinente hinweg funktioniert bestens.



Geschäftspartner: Aria Dewanto (links) und Yves Raschle

Angefangen hat alles mit dem gemeinsamen Zivildienst, den die Schweizer Designer Yves Raschle und Thomas Wüthrich in Indonesien leisteten. Während ihres Aufenthalts, den sie im Rahmen eines Weiterbildungsprogramms der Mission 21 absolvierten, lernten sie in der Hafenstadt Semarang, an der Nordküste von Java, die Holzfachschule «PIKA» kennen. Dort wurde ihre Begeisterung für Teakholz geweckt. 2004 gründeten die beiden Jungunternehmer «INCHfurniture»: IN für Indonesien, CH für Schweiz.

AUSGEBILDET. «PIKA» wurde 1972 vom Schweizer Paul Wiederkehr gegründet. Dort werden für «INCH» die Möbel produziert. «Der Betrieb ist mit seinem dualen Ausbildungssystem für Indonesien einzigartig. Der Produktion ist ein Lehrbetrieb angegliedert, sodass Lehre und Ausbildung miteinander erfolgen», sagt

Raschle. Jährlich werden rund 75 Lehrlinge zu Schreibern, Möbelzeichnern und Möbeldesignern ausgebildet. Oft diskutieren Raschle und Wüthrich vor Ort mit den Schreibern über Produkte, tauschen handwerkliches Wissen aus, veranstalten Workshops und Seminare.

HOCHWERTIG. Letzthin weilte «PIKA»-Direktor Aria Dewanto auf Gegenbesuch in der Schweiz. Dabei besichtigte er nebst dem «INCH»-Lager und den Werkstätten in Basel, wo die Endmontage der Möbel erfolgt, auch einige der zehn «INCH»-Verkaufsstellen in der Schweiz.

Teak zählt zu den hochwertigsten Holzarten. Seine tiefe Farbe, seine geschmeidige Oberfläche und die Robustheit machen es zu einem begehrten Möbelholz. Die von Raschle und Wüthrich designten Massivholzmöbel haben deshalb ihren Preis: Ein Tisch kostet bald

einmal 5000 Franken. Teak hat als Holz nicht nur einen guten Ruf, es ist auch umstritten – wegen der Urwaldabholzung. Doch gerade der ökologische Aspekt ist für Raschle und Wüthrich zentral. Für ihre Möbel verwenden sie nur Holz aus nachhaltiger Bewirtschaftung, von Plantagen in Zentraljava. Sie wollen zeigen, dass man als kleines Unternehmen global und nachhaltig tätig sein kann.

ÖKOLOGISCH. Das Holz bezieht «INCH» aus einem FSC-zertifizierten Betrieb, welcher der nachhaltigen Waldbewirtschaftung verpflichtet ist. Negativ schlägt allerdings der lange Transportweg in der Ökobilanz zu Buche. Dessen sind sich Raschle und Wüthrich bewusst. Doch sie sind überzeugt, dass dieser negative Aspekt durch das ökologische und soziale Engagement ihrer Firma in Indonesien aufgewogen wird. **STEFAN SCHNEITER**

LEBEN/ Mein Körper gehört mir, bis zum Schluss. Sagt die Patientin.

STERBEN/ Schwerkranke brauchen Fürsorge und Selbstbestimmung. Sagt der Arzt.



Palliative Care ...



heisst auch planen



... und merken, was guttut.

Wenn nichts mehr zu machen ist, kann man noch sehr viel tun

STERBEN/ Wer den Tod vor Augen hat, kennt meist nur einen Wunsch: in Ruhe und ohne Schmerzen sterben. Genau das ist oft nicht möglich, weil die moderne Medizin «am Ende» noch ganz viel unternimmt. Es geht aber auch anders. Die Palliativmedizin will vor allem lindern und pflegen. Eine ganz normale Woche auf einer Palliativstation. Eine «reformiert.»-Reportage.

TEXT: RITA JOST BILDER: ANNETTE BOUTELLIER



Die Schänzlistrasse in Bern ist eine Topadresse. Von hoch oben sieht man über die Aare und die Altstadt bis zum Alpenpanorama. Eine Aussicht zum Träumen.

Und ein Ort zum Abschiednehmen. Seit vierzehn Jahren ist hier in einem Pflegeheim eine Palliativstation eingerichtet. Neun Einzelzimmer. Sie sind meist alle besetzt. Von Menschen, die nur noch wenige Wochen zu leben haben. Fast alle haben irgendwann in den letzten Monaten die Diagnose gehört: «Es ist nichts mehr zu machen.» Jetzt erleben sie, dass stimmt, was jeder in der Palliativpflege weiss: Wenn nichts mehr zu machen ist, kann man noch sehr viel tun.

Eine Station für sterbende Menschen. Man stellt sich diesen Ort traurig und bedrückend vor. Und dann ist es ganz anders: normaler, farbiger, lebendiger. Es wird zwar gelitten und auch gehadert. Aber auch ganz viel gelacht, gesungen, gebetet, genossen. Es gibt hier viel Raum und Zeit – zum Nachdenken, zum Abschiednehmen.

IM STATIONSZIMMER. Montagmorgen: Der Tag ist grau und regnerisch. Im Stationszimmer wirds eng, wenn drei Ärzte und drei Pflegefachfrauen sich gegenseitig ins Bild setzen. Wie geht es Frau B.? Braucht Herr F. mehr Morphium? Frau M. hatte eine schlechte Nacht. Kann man die Dosis erhöhen? Doris Zimmermann diskutiert mit dem zuständigen Arzt. Nach 25 Jahren auf einer chirurgischen

«Über neunzig Prozent der Menschen möchten zu Hause sterben. Das gelingt aber nur etwa einem Viertel der Bevölkerung. Und nur etwa 1 bis 2 Prozent sterben auf Palliativstationen.»*

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

Abteilung eines Akutspitals hat sie vor gut zwei Jahren zur Palliativpflege gewechselt. Hier könne sie das machen, was sie am liebsten tue, sagt die 52-jährige Mutter zweier erwachsener Kinder: Menschen pflegen. «Ich kümmere mich um ihre Bedürfnisse, schaue, was sie brauchen, und gebe ihnen, was ihnen guttut», sagt sie.

Doris Zimmermann ist «Bezugsperson» für drei Schwerkranke. Das heisst, sie ist Ansprechperson für alles, was getan wird vom ersten bis zum letzten Aufenthaltstag. Und sie ist die Partnerin des Arztes, der Kranken und der Angehörigen.

AM STERBEBETT. Frau L., eine von Doris Zimmermanns Betreuten, ist nicht mehr ansprechbar. Die 83-jährige liegt im Sterben. Ihr Zustand hat sich über das Wochenende plötzlich verschlechtert. Jetzt geht es darum, dass sie gewaschen und mit Kissen bequem gelagert wird. Es dürfen keine Druckstellen entstehen. Die Patientin ist bis auf die Knochen abgemagert. Wenn die Pflegenden ihre Hand ergreift, stöhnt die Schwerkranke leise.



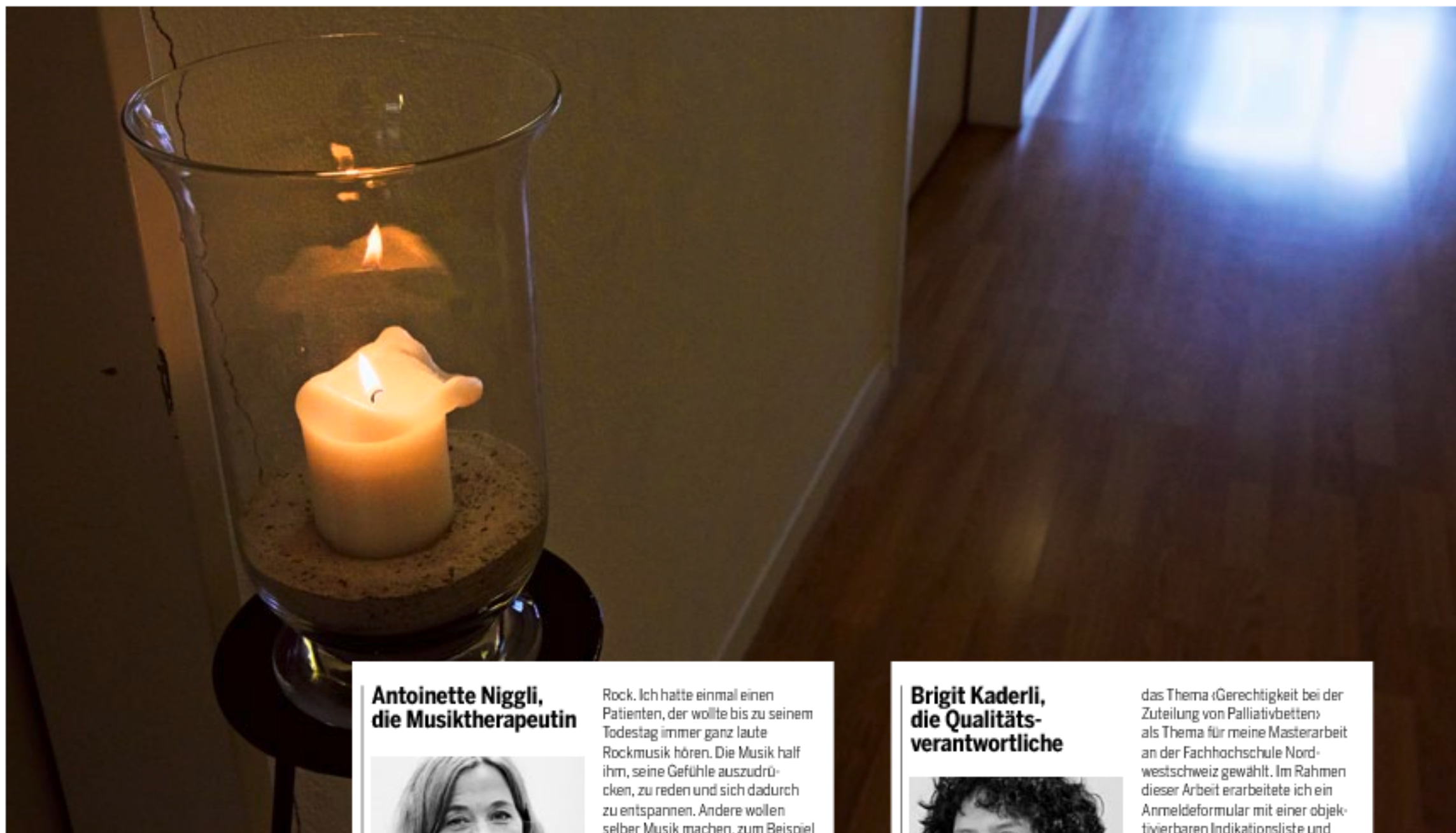
Aufgehoben sein ...



heisst auch verstanden werden



und nicht leiden müssen



«Keine Angst, ich gebe Ihnen etwas gegen die Schmerzen», beruhigt Doris Zimmermann sanft und lässt langsam Morphin in die vorbereitete Kanüle laufen. Ganz sanft streicht sie der Sterbenden über die trockene Hand, befeuchtet ihr den Mund, massiert ihre Füsse. Zum Schluss gibt sie ein paar Tropfen Lavendelöl in ein Duftlämpchen und öffnet das Fenster zum Garten. «Frau L. ist auf dem Weg», wird sie später in die Krankenakte schreiben. Das Hängemäppchen mit allen Angaben zu Frau L. und ihren Bedürfnissen führt die Pflegenden mehrmals täglich nach. Da steht auch, wer anzurufen ist, wenn es der Patientin schlechter geht. Die Pflegefachfrau kennt die Angehörigen.

IM KORRIDOR. Draussen vor den Zimmern hat die junge Hotellerieangestellte ihren Dienst aufgenommen. Sie summt ein Lied, zieht ihren grossen Reinigungs-

«Die schwierigste Aufgabe ist es, den Patienten eine Mischung aus Selbstbestimmung und Fürsorge zu geben. Schwierig deshalb, weil sich die Balance mit der Zeit ändern kann.»*

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

wagen durch den Korridor, ordnet die Blumen, bringt neue Wäsche, bereitet das Znüni im Wohnzimmer vor. Dort ist es – im Gegensatz zum Stationszimmer – hell und gemütlich. In einem Bücherregal steht Lesestoff für Besucherinnen und Angestellte bereit. Auf einem Stuhl am Fenster – mit Ausblick in den Garten und auf die atemberaubende Alpenkulis-

se – thront Migia. Die Tigerkatze aus dem Tierheim gehört zur Abteilung. Wenn Migia nicht im Wohnzimmer faulenz, streicht sie lautlos durch den Korridor und schlüpft da und dort in ein Krankenzimmer. Sie scheint genau zu wissen, wo sie aufs Bett liegen darf und Streicheleinheiten bekommt.

Um neun trifft sich das Team zum Zmorge. Kaffee, Brot, Butter, Confi und Käse stehen bereit. Man sitzt um den grossen Holztisch, geniesst die Pause und plaudert. Die Themen sind die gleichen wie in tausend anderen Kaffeepausen im Land – Fernsehsendungen, Frisuren, Ferienpläne. Ab und zu piepst ein Sucher, dann ergreift jemand das kleine Trottinett und fährt zu einem Zimmer am andern Ende des Korridors. Die Znünipause ist nicht nur ein erster Arbeitsunterbruch, es ist auch die Zeit des allgemeinen Austauschs. Und der Arbeitsbeginn der Freiwilligen. Täglich arbeiten zwei von ihnen im Team. Weil die meisten nur einmal pro Woche eingeteilt sind, liegen in einigen Zimmern bereits wieder neue unbekannte

Antoinette Niggli, die Musiktherapeutin



«Ich versuche jeweils, in einem ersten Gespräch herauszufinden, was den Menschen im Moment gerade wichtig ist und was ihnen guttut. Auf meinem Therapiewagen bringe ich verschiedenste Instrumente zu den Patientinnen und Patienten: Klangschalen, Zupf- und Saiteninstrumente, Trommeln, Flöten, Rasseln. Auf meinem iPod habe ich ausserdem Musik – von Volckstümlich über Jazz bis

Rock. Ich hatte einmal einen Patienten, der wollte bis zu seinem Todestag immer ganz laute Rockmusik hören. Die Musik half ihm, seine Gefühle auszudrücken, zu reden und sich dadurch zu entspannen. Andere wollen selber Musik machen, zum Beispiel trommeln. Sie können damit oft ihr Bedürfnis nach Bewegung stillen, tanken Energie, erleben ein Wohlgefühl. Musik kann Erinnerungen wachrufen, «Normalität» schenken. Musikalische Vorkenntnisse sind nicht nötig. Interessanterweise ist Musiktherapie für Berufsmusiker oft nicht geeignet. Wahrscheinlich, weil sie Musik mit Leistung und geistiger Arbeit verbinden. Da kann man nichts machen. Ich akzeptiere das.»

Antoinette Niggli, 50, ist Musiktherapeutin mit einer eigenen Praxis in Bern

Brigit Kaderli, die Qualitätsverantwortliche



«Unsere Abteilung ist neben jener im Inselspital die einzige Station für «spezialisierte Palliative Care» im Kanton Bern. Die Nachfrage übersteigt das Angebot ständig. Die Zuteilung unserer neun Betten ist entsprechend anspruchsvoll, da fast immer mehrere Menschen auf ein Bett warten. Die Zuteilungsentscheide fand ich oft als belastend. Ich habe deshalb

das Thema «Gerechtigkeit bei der Zuteilung von Palliativbetten» als Thema für meine Masterarbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz gewählt. Im Rahmen dieser Arbeit erarbeitete ich ein Anmeldeformular mit einer objektifizierbaren Indikationsliste und einem Punktesystem, die wir seither bei der Zuteilung der Betten anwenden. So können die vorhandenen Pflegebetten so gerecht wie möglich zugeteilt werden. Unser Ziel ist es jedoch, dass wir das Bettenangebot erweitern können. Und dass unser Angebot mit ambulanten Diensten vernetzt wird. Erst dann wird eine gerechte Zuteilung der Pflegebetten tatsächlich möglich sein.»

Brigit Kaderli, 45, Pflegefachfrau mit Masterabschluss in «Ethik», Leitungsmitglied Pflege Diaconis Palliative Care

Informationen sind also nötig: Mit Herrn K. könnte man einen Spaziergang durch den Garten machen. Frau P. bekommt später noch Besuch von der Hundetherapeutin. Frau R. würde gerne ein bisschen plaudern ...

Die freiwilligen Helferinnen sind fester Bestandteil des Palliativ Betreuungsteam. Sie werden sorgfältig ausgewählt. An Interessenten fehlt es nicht. «Ich wollte nach der Pensionierung etwas Sinnvolles tun», sagt Hans-Peter Probst. Das Wort «Helfen» mag der pensionierte Sanitärinstallateur nicht: «Ich bin da und versuche – zusammen mit den Patienten –, die Situation auszuhalten.»

AM SITZUNGSTISCH. Dienstag. Am Nachmittag trifft sich das gesamte Team zur «Fallbesprechung». Probleme sollen rasch auf den Tisch kommen und professionell gelöst werden, ist die Devise von Stationsleiterin Notburga Grauer. «Es ist wichtig, dass wir uns einig sind über unsere Grundsätze. Nicht nur theoretisch.» Heute geht es um einen Patienten, der sich extrem abkapselt. «Er will keine Hilfe annehmen», berichtet eine Pflegenden, «er zieht sich von uns und auch

von seinen Angehörigen total zurück.» Das Team macht sich Sorgen, vor allem der Angehörigen wegen. Ist ein solcher Abschied – gerade für die Kinder – nicht traumatisch?

Die Voten zeigen: «Loslassen» ist schwierig, nicht nur für die Patienten, mindestens ebenso für die Pflegenden. «Aushalten» können, wenn jemand so ganz und gar anders sterben will, als es den eigenen Vorstellungen entspricht, macht Mühe. «Sind wir denn ein Elefantenfriedhof?», fragt jemand. Irritation am Tisch. Heja, Elefanten entfernten sich fürs Sterben von der Herde. «Nein, sind wir nicht», sagt die Gesprächsleiterin, «aber wir müssen auch hier akzeptieren, dass es nicht an uns ist, zu urteilen, was richtig oder falsch ist. Wir machen Angebote, entscheiden tut jeder und jede für sich.»

Mittwochmorgen. «Jeder stirbt so, wie es für ihn stimmt», so sagt es die 67-jährige Seelsorgerin Anny von Almen. Sie hat am Vorabend noch im Zimmer von Frau L. die Angehörigen getröstet. Um Mitternacht ist die alte Frau gestorben. Vor dem Zimmer brennt jetzt eine Kerze auf einem schwarzen Sockel. Bruder,



und bis zuletzt



... liebevoll umsorgt sein.



Neffen, Nichten kommen und werden auf der Abteilung von den Pflegenden empfangen, umarmt, getröstet, ins Zimmer begleitet. Die Verstorbene liegt, umrahmt von Rosenblättern, in ihrem Bett. Zum Abschiednehmen darf auch der Hund der Familie ins Zimmer. Migia zieht sich derweil auf ihren Katzenbaum zurück.

AM KRANKENBETT. Es ist 10 Uhr. Frau M. hat heute gut und lang geschlafen. Sie hätte jetzt Lust auf ein Eis. Doris Zimmermann holt eines aus dem Gefrierfach. Die Patientin löffelt genüsslich, kraut Migia, die Katze, die sich auf ihrer Bettdecke lang macht, und spricht erstaunlich offen über sich und ihre Krankheit. Vor rund zehn Jahren wurde sie erstmals wegen Krebs operiert. Vor einem Jahr erfuhr sie, dass die Krankheit zurückgekommen ist. Dass sie sterben wird, in wenigen Wochen schon, dieser Tatsache schaut sie in die Augen. «Ich hatte auch meine Krisen», gesteht sie, «aber jetzt hoffe ich nur, dass es schnell geht.» Noch vor wenigen Monaten hat die 52-Jährige sich ihren Lebensraum

Peter Fuhrer, der Freiwillige



«Einmal pro Woche arbeite ich hier als (Freiwilliger Mitarbeiter). Hauptberuflich bin ich Bauingenieur bei den SBB. Mein Arbeitgeber weiss von meinem Engagement hier und begrüsst es. Weil ich gleitende Arbeitszeit habe, kann ich mir die Zeit für meine Freiwilligenarbeit gut nehmen. Wenn ich einen Tag lang (mum) gerechnet habe, was ab und zu vor kommt, dann empfinde ich meine

Tätigkeit mit den Patientinnen und Patienten auf der Palliativstation als wohlthuenden Ausgleich. Hier geht es ums wahre Leben. Das tönt jetzt vielleicht eigenartig, aber es ist so: Es geht hier nicht nur ums Sterben. Es geht auch ums Abschiednehmen. Und darum wird hier noch einmal ganz intensiv gelebt. Für viele sind es die letzten, aber es sind entscheidende Stunden.

Seit ich hier engagiert bin, hat der Tod für mich seinen Schrecken etwas verloren. Ich kann ihm in die Augen schauen. Ich will damit nicht sagen, dass ich den Tod kenne, aber ich habe hier schon viele Leute ruhig sterben sehen; ich kann nun viel besser über mein eigenes Leben – und mein Sterben – nachdenken.»

Peter Fuhrer, 50, ist Bauingenieur und wöchentlich vier Stunden im Einsatz

verwirklicht und eine eigene Gesundheitspraxis eröffnet. Dann kam der vernichtende Bescheid, mit dem sie seither lebt. «Dank Reiki habe ich gelernt, ganz bei mir zu sein», sagt sie ruhig, «ich habe keine Angst. Mir passiert sicher nichts Schlimmes. Ich bin sogar ein bisschen neugierig.» Sie habe alles geregelt «mit den Finanzen und so», die Tochter wisse Bescheid, von ihren besten Freundinnen habe sie sich verabschiedet – «mit einem

kleinen Geschenk». Von ihr aus könne «es» morgen losgehen. Wo nimmt sie diese Gelassenheit her? «Ich weiss es nicht», sagt sie. Ganz furchtlos sei sie nämlich nicht. Spinnen und Dunkelheit machten ihr Angst. Aber der Tod? Nein, der nicht. Froh sei sie, dass sie bisher immer selber bestimmt habe, was mit ihr geschehen soll: «Es gab Leute, die fanden es verantwortungslos, dass ich keine Chemotherapie machen liess. Aber ich

Notburga Grauer, die Stationsleiterin



«Wir haben auf unserer Station viel Freiraum. Wir können Patientinnen und Patienten und ihr Umfeld individuell und umfassend betreuen und begleiten. Weil unsere Hierarchien ganz flach sind und das Team ein einheitliches Verständnis von Pflege und Betreuung hat, können wir unsere Energie dort einsetzen, wo sie am meisten gebraucht wird: am Krankenbett.

Ich arbeite rund sechzig Prozent als Leiterin dieser Abteilung und den Rest regelmässig in der Pflege. Wenn irgendein Problem im Team auftaucht, merke ich das sofort und Sorge dafür, dass es auf den Tisch kommt. Mir ist es ganz wichtig, dass jede und jeder im Team zu sich selber auch Sorge trägt. (Seid wachsam!) sage ich deshalb meinem Team immer wieder.

Wir erleben und sehen hier viel Schweres. Die Gefahr einer emotionalen Erschöpfung ist darum gross. Es ist also doppelt wichtig, dass alle gut zu sich selber schauen. Ich beispielsweise schöpfe Kraft aus ganz vielen kleinen Dingen. Unter anderem auch aus meinem Glauben.»

Notburga Grauer, 46, ist diplomierte Pflegefachfrau, mit Höherer Fachausbildung in Onkologie

habe gesagt: Mein Körper gehört mir.» Sie sei überzeugt, dass ihr das geholfen habe, sich selber zu bleiben, bis zu einem gewissen Grad «unversehrt» zu bleiben.

IM KORRIDOR. Donnerstag: Zwei Todesfälle in zwölf Stunden haben die Pflegenden und die Angestellten der Hotellerie gefordert. Es gibt viel zu tun. Die Bestatter kommen, Schreivarbeiten müssen erledigt, Zimmer geputzt werden. Ange-

PALLIATIVE CARE

Fakten und Zahlen

DER BEGRIFF. «Palliativ» kommt aus dem Lateinischen. «Pallium» bedeutet Mantel. Palliare umhüllen. «Palliative Care» im Sinne der Weltgesundheitsbehörde WHO meint eine Haltung in der Krankenpflege, welche die Lebensqualität von un-

heilbar Kranken und ihren Angehörigen verbessern soll. Erreicht wird dies durch eine ganzheitliche Betreuung, die körperliche, psychische, soziale und spirituelle Fragen frühzeitig erfasst und angemessen einbezieht.

DIE GESCHICHTE. 1967 gründet Cicely Saunders (1918–2005) in London ein erstes Hospiz, in dem sie Sterbende betreute. In den 70er-Jahren ver-

breitete sich die Idee – ausgehend von der Westschweiz – auch bei uns. 1991 wurde in St. Gallen die erste Palliativstation der Deutschschweiz eröffnet. 2002 richteten die Universitäten Lausanne und Genf einen Lehrstuhl für Palliative Care ein. 2009 verabschiedeten das Bundesamt für Gesundheit und die Gesundheitsdirektorenkonferenz eine gemeinsame «Nationale Strategie

Palliative Care» für die Jahre 2010–2012. Diese wird bis 2015 vertieft.

DIE PHILOSOPHIE. Palliative Care richtet sich grundsätzlich nach den Wünschen und Bedürfnissen der Kranken. Gemacht wird nicht in erster Linie alles, was möglich ist, vielmehr werden jeweils Vor- und Nachteile einer Therapieform mit den Betroffenen diskutiert. Dabei erwägt man vor-

allem, ob eine Therapie den Krankheitsverlauf positiv beeinflusst und die Lebensqualität verbessert, oder ob sie zusätzliches Leid verursacht. Der Sterbeprozess wird weder hinausgezögert noch beschleunigt. Angebote für Suizidbegleitung gibt es jedoch nicht.

DIE ANGEBOTE. Palliative Care beginnt, schweizweit Fuss zu fassen. Im Netz findet man – nach Kanto-

nen gegliedert – eine Übersicht. www.palliative.ch

DIE KOSTEN. Palliative Care ist zwar personalintensiv, kommt aber mit weniger teurer Apparaturmedizin aus. Diaconis Palliativ Care beispielsweise arbeitet kostendeckend. Die Kostenübernahme ist von Kanton zu Kanton verschieden geregelt. Auch hier gibt es Informationen auf der Palliativ-Website.

DIE ZUKUNFT. Mit der «Nationalen Strategie Palliative Care» haben sich Bund und Kantone das Ziel gesetzt. Palliative Care gemeinsam mit den wichtigsten Akteuren langfristig im Gesundheitswesen zu verankern. Mit verschiedensten Massnahmen soll erreicht werden, dass schwerkranke und sterbende Menschen in der Schweiz ihren Bedürfnissen angepasste Palliative

Care erhalten und ihre Lebensqualität verbessert wird. www.bag.admin.ch/palliativecare

SPIRITUAL CARE. Ganzheitliche Betreuung am Lebensende umfasst auch spirituelle Begleitung. In den meisten Palliativstationen sind deshalb auch Seelsorgende tätig. 2010 wurde an der Universität München die europaweit erste Professur für Spiritual Care einge-

richtet. Diese wurde passenderweise gleich ökumenisch besetzt.

LITERATUR. Auf unserer Homepage finden Sie eine Liste mit empfehlenswerten Büchern zum Thema, samt je einer kurzen Inhaltsangabe. Diese Liste kann auch bestellt werden. Tel. 031 398 18 30 oder mit einem frankierten Antwortcouvert an Postfach 312, 3000 Bern 13. **RJ** www.reformiert.info



Loslassen ist schwierig ...



... und fordert alle.



hörige holen persönliche Gegenstände der Verstorbenen ab. Am Nachmittag treffen bereits zwei neue Patienten ein. Wie verkraften die Pflegenden diesen ständigen Wechsel? Doris Zimmermann staunt manchmal selber, dass sie es schafft, sich immer wieder so schnell auf neue Menschen einzustellen. Und wie geht sie damit um, dass sie nie heilen kann? Fehlt da nicht das «Erfolgsereignis»? «Was ist Erfolg?», fragt sie zurück, «mir ist wichtig, dass ich den Menschen Ruhe, Geborgenheit und Sicherheit geben kann. Dass ich spüre, was sie wirklich brauchen.»

«Komfortabel» ist das Stichwort. Es umschreibt den angestrebten Zustand der Patienten. Das Gegenteil wäre «verzweifelt», «ängstlich», «unruhig». Das soll vermieden werden. Und doch: auch in der Palliativabteilung stirbt nicht jeder in Frieden. Das Pflegepersonal muss auch mit hadernenden, resignierten, sich auflehrenden Patienten klarkommen.

AUF DEM HEIMWEG. Die Sterbeabteilung nach Feierabend zu verlassen, wieder einzutauchen in das geschäftige, lärmige Leben, im Bus dem oft griesgrämigen und rücksichtslosen Alltag zu begegnen, kann schmerzhafter sein als die Arbeit auf der Palliativstation. Das bestätigen viele Pflegenden. Doris Zimmermann sagt es so: «Manchmal halte ich die Pseudoprobleme fast nicht aus, mit denen sich beispielsweise die Medien abgeben.» Diese Oberflächlichkeit gehe ihr oft einfach zu weit. Ein Gespräch mit ihrem Mann, der ebenfalls in der Pflege arbeitet, helfe ihr, Schweres zu verarbeiten und wieder alltagstauglich zu werden. Unbekümmerte Normalität, eine gewisse Sorglosigkeit und Erholungszeit

Anny von Almen, die Seelsorgerin



«Wenn ich zum ersten Mal an eine Tür klopfte, weiss ich meist nicht, was mich erwartet, wie die Menschen auf mein Angebot reagieren werden. Schwierig ist das nicht, eher spannend. Es kann vorkommen, dass der Begriff «Seelsorgerin» nicht verstanden wird. Daraus kann sich dann ein Einstieg ergeben. Wenn mein Angebot abgelehnt wird, dann akzeptiere ich das, auch wenn es mir leid tut.

brauchten alle, die hier länger arbeiten, sagt die Stationsleiterin Notburga Grauer, «sonst brennt man schnell aus». Jeder und jede auf der Station kenne deshalb ihr oberstes Gebot. Sie wiederhole es ständig: «Seid wachsam und tragt Sorge zu Euch selber!»

«Das Erlebnis einer würdevollen und friedlichen Sterbephase wird die Einstellung der Angehörigen zum Tod für die Dauer ihres ganzen Lebens beeinflussen. Auch das ist Palliativmedizin.» *

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

IN DER KAPELLE. Freitag: Im Erdgeschoss des Hauses ist eine kleine Kapelle eingerichtet. Hier empfängt die Leiterin von Diaconis Palliativ Care, Nelly Simmen, heute eine Gruppe Senioren. Sie interessieren sich für den Betrieb. Nelly Simmen, die seit den Anfängen die Station managt, hält ein engagiertes Plädoyer

Was ich anbieten kann, ist Zeit und Raum. Viele wollen ja noch etwas abschliessen oder Ordnung in Unverarbeitetes bringen. Einige brauchen Trost, andere einen Segen. Ich werte nicht. Jeder geht, wie er oder sie kann. Mit Gebeten oder mit der Bibel bin ich zurückhaltend, frage eher zuerst einmal: (Was könnte Sie trösten?) Da kommen dann ganz unterschiedliche Antworten. Schwierig ist es für die meisten Menschen, wenn sie ihre Selbstständigkeit verlieren, sich beispielsweise nicht mehr selber waschen können, das Leben Stück für Stück aus der Hand geben müssen. Vielleicht sagt dann jemand, der zuvor ein Gebet abgelehnt hat, den Satz (Gället, itz häl-fet dr mr bättele!).»

Anny von Almen, 67, ist Pflegefachfrau mit Zusatzausbildung in Seelsorge

Guido Brun del Re, der Arzt



«Die Unterschiede zwischen einem Akutspital und unserer Station sind gross. Wir orientieren uns nicht an Diagnosen, sondern an Symptomen. Das heisst: Wenn wir aufgrund von Aussagen aus dem Umfeld von Kranken merken, dass eine Einweisung dringend ist, dann wird dieser Mensch so rasch als möglich aufgenommen. Wir Ärzte arbeiten aber auch anders mit den Pflegenden zusam-

men, nämlich ohne Hierarchie. In unserem Fokus steht immer die Schmerzlinderung – und nie das Ausschöpfen sämtlicher Therapien und Abklärungsmethoden. Angefangen hat die Geschichte dieser Station vor rund zwanzig Jahren. Ein anderer Onkologe und ich hatten immer wieder Mühe damit, dass wir Krebspatienten im Akutspital oft in Zweierzimmern ohne jede Intimität betreuen mussten. Es ist schwierig, unter solchen Umständen übers Sterben und den Tod zu sprechen. Wir unterbreiteten dem Berner Diaconissenhaus das Anliegen und wurden gehört. Ein Jahr später wurde unsere Palliativstation mit neun Betten gegründet. In nächster Zukunft können wir sie hoffentlich erweitern.»

Guido Brun del Re, 68, ist Belegarzt und Mitinitiant von Diaconis Palliative Care

für Palliative Care und steht Rede und Antwort: Ja, die Palliativstation steht allen offen, man kann sich oder einen Angehörigen auch selber anmelden. Meist tut es aber ein Arzt oder der Sozialdienst. Und: Ja, für die meisten ist es die letzte Bleibe, über 150 Menschen sterben jährlich hier, die durchschnittliche Aufenthaltsdauer beträgt 17 Tage. Doch, die Kosten werden von den Krankenversicherungen übernommen, 60 Tage lang. Was sie nicht sagt: dass im Kanton Bern die Kassen zwei Monate lang die Betreuung in ihrer Station übernehmen, ist einmalig grosszügig. Und es ist das Resultat langer Verhandlungen. Nelly Simmen, die einen Masterabschluss in Pflege besitzt und zwischenzeitlich bei der Swissair als Flightattendant arbeitete, hat sich leidenschaftlich dafür eingesetzt. Sie sitzt in kantonalen und nationalen Verbänden. Kassenvorteile und Politiker mussten überzeugt werden, dass Palliativ Care ein Bedürfnis ist und für alle Beteiligten Vorteile bringt. Die Fakten sprechen für sich: Die Kosten pro Pflegetag sind mit rund 900 Franken günstiger als im Akutspital. Und die Abteilung schreibt schwarze Zahlen. Das

wichtigste aber: Patienten und Angehörige sind überdurchschnittlich zufrieden. Und die Pflegenden auch. Der Beweis: Während Spitäler überall verzweifelt Personal suchen, hat die Personalverantwortliche bei Diaconis Palliativ Care «eine Schublade voller Dossiers mit Bewerbungen». Und dies, obwohl der Lohn leicht unter dem Durchschnitt liegt.

IM GARTEN. Die Sonne zeigt sich am Nachmittag zum ersten Mal diese Woche. Frau M. hat Lust auf einen kleinen Spaziergang. Am Rollator geht sie bis zur Terrasse, blickt über die Stadt zu den Alpen und geniesst die frische Luft. «Das tut gut», sagt sie, «aber ich bin schnell müde». Auf dem Rückweg freut sie sich am Blau der Hyazinthen, am Gelb der Osterglocken. Und während ich mich beklommen frage, wie es wohl sein muss, wenn man weiss, dass man gerade den letzten Frühling erlebt, sagt Frau M.: «Ich bin froh, dass ich hier sein kann.»

* HERVORGEHOBENE ZITATE (SEITEN 5, 6 UND 8): Aus dem Buch «Über das Sterben», Gian Domenico Borasio, Professor für Palliativmedizin an der Universität Lausanne, C.-H.-Beck-Verlag

Der Glaube lebt auch von den Liedern

KIRCHGESANG/ Das neue Gesangbuch ist den Gemeinden längst vertraut. Hans-Jürg Stefan hatte es in einem Team erarbeitet. Jetzt wird er dafür geehrt.

«Muss das sein?» Das war Hans-Jürg Stefans Reaktion auf die Nachricht, die Theologische Fakultät Zürich wolle ihn mit dem Ehrendoktorat auszeichnen. Warum ausgerechnet er? Es gebe doch so viele hochkarätige Arbeiten über Kirchenmusik und Liturgik. Im Übrigen habe er vor allem praktisch und stets im Team gearbeitet. Aber grundsätzlich: Dass die Universität wahrnimmt, was im Bereich kirchlichen Musizierens geschieht, findet er sehr erfreulich.

FORDERN. Bescheidenheit, aber auch Sorgfalt und Genauigkeit – das sind hilfreiche Ergänzungen zu den Begabungen, mit denen Hans-Jürg Stefan einer schwierigen Aufgabe gerecht werden sollte: Als «Beauftragter der Liturgie- und Gesangbuchkonferenz für das Reformierte Gesangbuch» mussten der Theologe Stefan und sein Team den unterschiedlichsten Erwartungen gerecht werden: Das neue Gesangbuch sollte das ökumenische Liedgut berücksichtigen, es sollte Lieder für Jung und Alt enthalten, für Gottesdienst, Unterricht, Seelsorge und persönliche Besinnung.

Dazu gesellten sich spezielle Herausforderungen: Gerechte Sprache, Neue Musik, Songs und Dialektlieder. Viel Gespür, Geduld, Verhandlungsgeschick waren da gefragt. Das Werk ist auch darum gelungen, weil das Reformierte Gesangbuch von 1998 umfangreicher ist als das Kirchengesangbuch von 1952. «Es hat eine grössere stilistische und formale Bandbreite und kann auf vielfältige Arten verwendet werden. Das kommt der Gemeinde in unterschiedlichsten Situationen entgegen», sagt Hans-Jürg Stefan.

VERBINDEN. So viele Interessen, Wünsche, Forderungen, so viele Varianten in Texten und Melodien – wenn Hans-Jürg Stefan jetzt, fünfzehn Jahre nach Abschluss des Werks, von jenem Entstehungsprozess erzählt, zeigt sich: Nicht Enttäuschungen oder Konflikte bleiben in Erinnerung, sondern Lieder. Und die Menschen, die gemeinsam gearbeitet, gesungen und gerungen haben. Mit ihnen bleibt Hans-Jürg Stefan verbunden. Mit den Liedern, die ihn als Pfarrer, Familienvater und Chorleiter begleitet haben; die Lieder, die das Gesangbuchteam entdeckt oder in Auftrag gegeben hatte, die bei unzähligen Gelegenheiten eingeführt wurden. Ihm selber sind die Lieder von Kurt Rose und Kurt Marti besonders lieb. Und die persönlichen Kontakte mit ihnen, auch mit Markus Jenny und Georg Schmid bedeuten ihm viel.

VERSTEHEN. Wann ist ein Lied gut, Hans-Jürg Stefan? «Wenn Text und Musik einander sinnvoll entsprechen und das gesungene Wort ein neues, tieferes Verständnis eröffnet», meint er. Durch das Singen und Musizieren habe er zur Theologie gefunden. «Singend verstehen wir anders als sprechend – oder, wie es im Lied von Georg Schmid heisst: «... und singend werd ich sehen dein Licht in meiner Nacht.» **KÄTHI KOENIG**



Hans-Jürg Stefan, Pfarrer, und neu: Doktor h. c.

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Publizist und Buchautor



Auf Wiedersehen, ehm ... Herr ... ääähhmmmm

Vor wenigen Minuten hat er sich vorgestellt. Wir haben ein angenehmes Gespräch geführt. Und jetzt, beim Abschied, will mir sein Name partout nicht einfallen. Mein Gedächtnis! Huber? Bucher? Schubert? Wo ist dieser verfluchte Name bloss verschwunden? Um mich aus der Affäre zu retten, brumme ich etwas Unverständliches, während er locker «Auf Wiedersehen, Herr Marti» sagt. Eins zu null für Herrn Huber, Bucher, Schubert oder so ähnlich. Ich befürchte, mein Gehirn verkommt allmählich zu einem Lächerbecken.

GEHIRN. Kein Grund zur Panik, sagen die Fachleute: Die Gedächtnisleistung lässt ab dem 25. Lebensjahr nach, das ist ein ganz natürlicher Vorgang. Und mit den Jahren haben wir dermassen viele Informationen im Hirn gespeichert, dass es nicht immer leicht ist, die richtige zu finden, einen Namen zum Beispiel. Alles okay also? Nicht ganz. Es gibt nämlich noch eine andere, ganz simple Erklärung: Ich habe nicht gut zugehört. Während er sich vorgestellt hat, habe ich mir überlegt, wie ich ihm mein Anliegen vortragen soll. Mein Gehirn war beschäftigt, der Name flutschte durch. Zuhören erfordert Aufmerksamkeit. Wenn diese fehlt, hilft auch das beste Hirn nichts.

RESPEKT. Fast alle mögen es, wenn sie mit Namen angesprochen werden. Name und Respekt sind miteinander verbunden. «Der Name ist ein Stück des Seins und der Seele» (Thomas Mann). Für viele ist der Name sogar ihr persönliches Lieblingswort. Sie freuen sich, ihn zu hören, und sind frustriert, wenn er vergessen wird. Sie deuten diese Unaufmerksamkeit als Zeichen mangelnder Wertschätzung.

GESICHT. Kürzlich habe ich in der Stadt den ... ach, wie heisst er jetzt schon wieder? Ist ja egal, den Dingsbums getroffen und ihn sogleich erkannt, aber seinen Namen nicht gefunden. Hallo Lorenz, rief er, und ich winkte ihm zu. Gesichter können wir uns leichter merken als Namen, was einen einfachen Grund hat: Ein Gesicht erzählt ganze Geschichten, während der Name ein abstraktes Gebilde bleibt. Früher waren Namen mit Bedeutungen und Funktionen verknüpft, heute haben viele keinen Bezug mehr zum Alltag und sind deshalb schwer zu behalten. Unter einem Schneider kann man sich etwas vorstellen, unter einem Marti nicht (ein Grund, all jenen zu verzeihen, die meinen Namen vergessen).

RITUAL. Also, wie helfe ich jetzt meinem miesen Namensgedächtnis auf die Sprünge? Es gibt einen einfachen Trick: Ich schüttele beim Kennenlernen dem Gegenüber die Hand und spreche seinen Namen aus. Dieses kleine Ritual aktiviert nach Ansicht der Fachleute die grauen Zellen im Gehirn, und der Name bleibt besser haften. Bei Herrn Huber, Bucher, Schubert oder wie auch immer er heisst, habe ich diesen Trick leider – vergessen. Mein Gedächtnis!

LEBENSFRAGEN

Den Vater kennenlernen? Nein danke!

VATERBEZIEHUNG/ Ein Leben lang hatte sie keinen Kontakt zu ihrem Vater. Alles, was sie von ihm wusste, war schmerzhaft und belastend. Und nun meldet sich ein alter Mann und wünscht, sich mit seiner Tochter zu versöhnen. Ist das nicht zu viel verlangt?

FRAGE. Ich hatte nie Kontakt zu meinem Vater. Meine Eltern liessen sich scheiden, als ich klein war. Die Mutter verkehrte nur noch über ihren Anwalt mit ihm, sie war sehr verletzt und hat sich nie mehr auf einen Mann eingelassen. Offenbar hat er mich ein paar Mal besucht, aber ich vermag mich kaum zu erinnern.

Er ist aus meinem Leben verschwunden, und ich habe ihn nie vermisst. Und nun kam plötzlich ein Brief aus einem Altersheim ganz in meiner Nähe. Mein unterdessen 84-jähriger Vater wohnt dort und möchte mich sehen. Ich bin überrumpelt und irritiert. Das ist nun eindeutig zu spät. Er hat meine Mutter unglücklich gemacht und uns im Stich gelassen. Er soll mich einfach nur in Ruhe lassen. Wie er zu meiner Adresse kam, ist mir schleierhaft. Das habe ich ihm auch geschrieben.

Nun ist der zweite Brief gekommen. Mein Vater schreibt, meine Mutter habe damals alles getan, um den Kontakt zwischen ihm und mir zu erschweren. Er habe sich immer schuldig gefühlt und möchte mich um Verzeihung bitten dafür, dass er mir ein schlechter Vater gewesen sei. Ich weiss, dass man verzeihen sollte, aber das stimmt für mich überhaupt nicht. Ich würde damit meine verstorbene Mutter verraten. Er hat es schlicht nicht verdient. Es ist billig, egoistisch zu leben und dann noch schnell eine Entschuldigung einzuholen. M. R.

ANTWORT. Liebe Frau R., Sie haben mir geschrieben, weil es Ihnen nicht ganz wohl ist bei Ihrer Ablehnung. Zum Glück. Sie könnten eine grosse Chance verpassen. Ein gutes Vaterbild ist für ein Kind sehr wichtig. Viele geschiedene Mütter erbringen eindrückliche psychische Leistungen, wenn sie ihre Frustration mit dem Vater des Kindes und das Bedürfnis des Kindes nach einem bewundernswerten Vater auseinanderhalten und dem Kind so ermöglichen, an seinen guten Vater zu glauben. Das war Ihrer Mutter nicht möglich. Weil Ihr Vater so schlimm war? Weil sie mit sich selbst nicht zurechtkam? Sie wissen nicht, was zwischen Ihren Eltern geschehen ist, sondern hörten nur die Version der Mutter und haben ihre Anklageposition übernommen. Ist es wirklich notwendig, den Krieg Ihrer Eltern weiterzuführen? Sie verraten Ihre Mutter nicht, wenn Sie auf Ihren Vater zugehen. Im Gegenteil: Vielleicht entwirrt sich damit Ungelöstes in Ihrer Familie. Es ist nur schon fair, auch Ihren Vater anzuhören.

In Ihrer Wahrnehmung haben Sie keinen Vater gehabt und ihn auch nicht vermisst. Wirklich? Es kann Ihnen als Kind nicht entgangen sein, dass andere

Kinder einen Vater haben. Haben Sie sich nie danach gesehnt?

Sie haben einen Vater gehabt, der versuchte, Sie zu sehen, der aber von Ihrer Mutter daran gehindert wurde. Vielleicht hat Ihr Vater Sie vermisst, und es gab ihm einen Stich, wenn er ein Mädchen sah, das das Alter seiner unerreichbaren Tochter hatte. Vielleicht versuchte er von Weitem, Ihre Entwicklung zu verfolgen, vielleicht weiss er mehr von Ihnen, als Sie vermuten. Tatsache ist jedenfalls, dass er nach all den Jahren den Kontakt zu Ihnen sucht. Er ist 84, ein Alter, in welchem nachdenkliche Menschen Bilanz ziehen und wenn nötig aufräumen wollen. Es spricht für Ihren Vater, dass er auf Sie zukommt. Nun haben Sie die Gelegenheit, selber herauszufinden, wer Ihr Vater ist. Dann können Sie entscheiden, ob Sie ihm verzeihen wollen. Geben Sie ihm (und sich) eine Chance.

KATRIN WIEDERKEHR Buchautorin und Psychotherapeutin mit Praxis in Zürich, kawit@bluewin.ch



ILLUSTRATION: VERENA STUMMER

LEBENS- UND GLAUBENSFRAGEN. Ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team beantwortet in dieser Rubrik Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

Senden Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich, lebensfragen@reformiert.info

Das unerhörte Wagnis des Glaubens

PHILOSOPHIE/ Vor 200 Jahren wurde der Philosoph Søren Kierkegaard geboren. Sein Werk ist auch eine Ermutigung, sich auf das Abenteuer des Lebens und des Glaubens einzulassen.

Seine Lebensaufgabe fand Søren Kierkegaard in der Reflexion. Reflexion ist Bewegung. Zuweilen auch Verstecken: Viele Schriften veröffentlichte der dänische Philosoph und Theologe, der am 5. Mai 200 Jahre alt geworden wäre, unter Pseudonymen. Der Weg zu sich selbst führt über Umwege des Konjunktivs. Erkenntnis ergibt sich aus dem Durchspiel der Möglichkeitsformen der Existenz.

IN DER FALLE. Kierkegaard liefert als Schriftsteller viele eingängige Zitate. Er liefert als Philosoph, der die Frage nach der Existenz dem abstrakten Systemdenken entgegenstellt, reihenweise Sätze für Zuckerbrieffchen. Nur: Wer ihn zitiert, tappt in die Falle. Kierkegaard will gelesen werden. Seine Merksätze sind Einladungen, neugierig zu werden,



Verzweiflung ist der Normalzustand, das Nein dazu eine Lebensaufgabe: Søren Kierkegaard

sich auf seine Denkbewegung einzulassen. Sich auf die Suche zu begeben nach einem Verständnis davon, was es heisst, «dass wir jeder für sich Menschen sind».

AUF DEM SPIEL. Kierkegaard verneint, dass der Mensch von sich aus nach Zielen der Moral oder Vernunft strebt. In Franz Kafka fand er einen literarisch begnadeten Verehrer, in den Existenzialisten Philosophen, die an seine Gedanken anknüpften. Normalzustand des Menschen ist die Verzweiflung: «Man steckt den Finger in die Erde, um zu riechen, in welchem Land man ist, ich stecke den Finger ins Dasein – es riecht nach nichts.» Das ist der Nullpunkt der Bewegung. Das Nein zur Verzweiflung – der Versuch eines gelingenden Lebens – wird zur nächsten Lebensaufgabe: «Es

«Jesus Christus will nicht Bewunderer, sondern Nachfolger.»

SØREN KIERKEGAARD

gilt, eine Wahrheit zu finden, die Wahrheit für mich sein kann, die Idee zu finden, für die ich leben und sterben will.»

IM DUNKELN. Wenig überraschend misstrauete Kierkegaard theologischen Dogmen und legte sich bis zur Verbissenheit mit der Kirche an. Glauben sei Bewegung: «Jesus Christus will nicht Bewunderer, sondern Nachfolger.» Im Zentrum steht die Glaubenserfahrung. Wie das Leben ist der Glaube ein existenzielles Wagnis, die Angst bleibt der Preis der Freiheit, die der Glaube schenkt. «Wie der stille See seinen dunklen Grund in der tiefen Quelle hat, so hat die Liebe eines Menschen ihren rätselhaften Grund in Gottes Licht.» Gott lässt sich nicht ergründen. Aber er lässt sich immer wieder geheimnisvoll erfahren. **FELIX REICH**

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92

BERGFRÜHLING GENIESSEN
8.-15. und 15.-22. Juni 2013
7 Nächte mit Halbpension
Alpenblumenwanderung und
Frühlingsspaziergang
für Fr. 890.- (statt 995.-)
pro Person im Balkonzimmer



HOTEL BELLA LUI
Seit 1930. Partner Swiss Historic Hotels

Hotel Bella Lui 1930 | Route Zotzet 8 | 3963 Crans-Montana | Telefon 027 481 31 14 | www.bellalui.ch

reformiert.

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erreicht monatlich über 700 000 Haushaltungen in den Kantonen Aargau, Bern, Jura, Solothurn, Graubünden und Zürich. Für die Geschäftsstelle in Bern suchen wir per 1. August 2013 (oder nach Vereinbarung)

eine Geschäftsführerin/ einen Geschäftsführer 80 – 100%

Sie sind offen, kommunikativ, arbeiten gerne in einem kleinen Team für eine erfolgreiche Monatszeitung und sind selbständiges Arbeiten gewohnt.

AUFGABEN

- Führung der Geschäftsstelle des Vereins «saemann», Mitherausgeber der Zeitung «reformiert.»
- Kontakte mit Kirchgemeinden, Redaktion, Druckereien, Partnern der Trägerschaft «reformiert.»
- Vorbereitung der Sitzungen der Vereinsgremien und der Mitgliederversammlung, Mitarbeit im Vorstand
- Führung der Administration des Vereins «reformiert.», Vor- und Nachbearbeitung von Sitzungen und Delegiertenversammlungen
- Führung und Mitarbeit in Projekten
- Führungsrolle im Bereich Kundenbetreuung und Marketing
- Stellvertretung der Sachbearbeiterin der Geschäftsstelle (Lohn- und Rechnungswesen)

Sie haben eine kaufmännische Ausbildung, Erfahrungen und ev. eine Weiterbildung im Personal- und Rechnungswesen, Berufserfahrung in einer leitenden Funktion und suchen eine neue Herausforderung. Unternehmerisches Denken und Handeln, Sozialkompetenz, Freude am Produkt «reformiert.» sowie ein Flair für den Umgang mit einer modernen Büroinfrastruktur sind wichtige Voraussetzungen für diese Stelle.

WIR BIETEN

eine verantwortungsvolle Stelle mit aussergewöhnlichen Gestaltungsmöglichkeiten in einem engagierten Team, überdurchschnittlich gute Anstellungsbedingungen und einen attraktiven Arbeitsplatz im Berner Mattequartier.

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann freuen wir uns auf Ihre vollständige Bewerbung per E-Mail bis 5. Juni 2013 an: u.scheidegger@jukom.ch. Auskünfte erteilen die Stelleninhaberinnen, Silvia Kleiner (Tel. 031 398 18 31, silvia.kleiner@reformiert.info), oder der Präsident des Vereins «saemann», Ueli Scheidegger (Tel. 079 419 94 77, u.scheidegger@jukom.ch) Verein «saemann», Herausgeber «reformiert.» Bern, Postfach 312, 3000 Bern 13 www.reformiert.info/bern



Finn Comfort
Made in Germany

FinnComfort Schuhe vereinen Langlebigkeit mit hohem Tragekomfort.

- auswechselbare, anatomische Fussbetten
- hochwertige, natürliche Materialien
- made in Germany

DER SCHUH ZUM WOHLFÜHLEN.

Gerne senden wir Ihnen den Katalog 2013 zu. FinnComfort Schuhe finden Sie ausschliesslich im Fachhandel.

FinnComfort Schweiz | Panoramaweg 35
5504 Othmarsingen | www.finncomfort.ch

Verein Kunst und Kirchenbau (K.u.K.)

Symbolik und Geschichte mittelalterlicher Kunst
Programm → www.kunst-und-kirchenbau.ch

Romanische Fresken und Kreuzgänge rund um Barcelona – 21.-27. Sept.

Anmeldung bis 15. Juni 2013. Infos zu dieser Reise und weiteren Ausflügen (Müstair, Königsfelden, ...):
K.u.K., PF 8741, 3001 Bern. 031 534 19 75, K-u-K@hisped.ch

Kontaktieren Sie uns, vielleicht können wir Ihnen helfen!

die Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft der Evang.-ref. Landeskirche des Kantons Zürich

Zentralstr. 2
Postfach 9768
8036 Zürich-Wiedikon
Tel. 044 492 39 90
Fax 044 492 39 80
info@bueda-zh.ch · www.bueda-zh.ch



ZEW
Zertifizierte Experten

Helfen auch Sie helfen.
Andy Brunner
Ehrenamtlicher TIXI-Fahrer
Spendenkonto: 80-14900-0, www.tixi.ch

Fahrdienst für Menschen mit Behinderung

TIXI 30 JAHRE

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert

Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Liebe **Partnersuchende**

Tun Sie den ersten Schritt –
Alles weitere schaffen wir gemeinsam!

PRODUE
Andrea Klausberger - 071 866 33 30
www.produe.ch
Seit 20 Jahren
vertrauensvoll, kompetent, erfahren

TELEFON • CHAT • MAIL

Tel 143
Die Dargebotene Hand
www.143.ch
PC 60-324928-2

AGENDA

GOTTESDIENSTE

TV-Gottesdienst. Direktübertragung von SRF und ZDF aus dem Grossmünster. Thema: «Du sollst dir kein Bildnis machen». Mit Pfr. Christoph Sigrist und Kindern des kirchlichen Unterrichts und des Jugendtreffs Grossmünster, Reiny Brunner (Hackbrett) und dem Collegium Vocale Grossmünster unter der Leitung von Kantor Daniel Schmid. **2. Juni um 9.30 Uhr.** Versammlung der Gemeinde: **9.15 Uhr.**

Von Wegen durchs Nadelöhr! Die altbekannten Empfehlungen an den suchenden, fragenden reichen Mann (Mk. 10, 17–27) neu hören. Politischer Gottesdienst, gestaltet von Mitgliedern des Teams. **14. Juni, 18.30 Uhr.** Wasserkirche, Limmatquai 31, Zürich.

Erdbeerenfest. Ökumenischer Familiengottesdienst im Heim Brunisberg, Hombrechtikon. **16. Juni, 10 Uhr.** Ab 12 Uhr Würste vom Grill und Erdbeerschmaus. Mitwirkung der Senioren-Volkstanzgruppe Hombrechtikon.

TREFFPUNKT

«Freut euch des Lebens!» Singnachmittag in der Mesmer-schür, Laufen am Rheinfall. Urs Kaspar begleitet auf dem Klavier altbekannte und beliebte Lieder. **4. Juni, 14.30 Uhr.** Anschliessend Kaffee und Kuchen.

Leseliege. Vor der Kirche St. Peter, Zürich. Bei schönem Wetter jeden Donnerstag vom **6. Juni bis 12. September, 11.45–14.30 Uhr.** Ein freundschaftliches Angebot der Buchhandlung Beer und der Kirchgemeinde St. Peter.

Leonhard Ragaz. Ein Wochenende in Feldis GR. Auf den Spuren des Begründers der Religions-sozialen Bewegung. **28./29. September.** Vortrag, Lektüre, Besuch des Gottesdienstes. Übernachtungen und Essen im Sternhaus. Anmeldung: Religions-sozialistische Vereinigung, 052 222 82 46, hanna.goette@bluwin.ch

Wunschkonzert. Mehrstimmiges Singen aus dem Reformierten Gesangbuch. **11. Juni, 20 Uhr,** Kirche Tal, Herrliberg.

KLOSTER KAPPEL

«Seht, da ist der Mensch!» Bilder von Oliver Henggeler: Leben, Sitten und Unsitten, Gefühle, Ge-

TIPP



Kunst und Kirche

AUSSTELLUNG

Über dem Sinnen

Das Gelände um den Kirchenhügel der reformierten Kirche in Bülach und das Kulturzentrum Sigristenkeller sind bis **16. Juni** Schauplatz von verschiedenen künstlerischen Ausdrucksformen: **Rauminstallation und Druckgrafik von Astrid Amadeo sowie Holzskulpturen und Klanginstallation von Adrian Bütikofer.** **10. Juni, 20 Uhr:** Referat von Peter Killer. **16. Juni, 16.55 Uhr:** Tanzperformance mit FAA – Zone, Winterthur. **KK**

«ÜBER DEM SINNEN». Ausstellungen auf dem Kirchenhügel der reformierten Kirche und im Kulturzentrum Sigristenkeller, Bülach. Bis **16. Juni.**

wohnheiten, Ängste und Freuden in äusserst vereinfachter Weise dargestellt. Ausstellung in den öffentlich zugänglichen Räumen des Klosters Kappel. **Bis 11. Juni,** täglich von 8 bis 22 Uhr.

«Was gibt es da zu lachen?» Das Lachen unter die Lupe nehmen, es für den Alltag anwendbar machen und auch in schwierigen Situationen wirkungsvoll einsetzen. **21.–23. Juni.** Leitung: Gianni Assetta, Begleiter in Persönlichkeitsentwicklung. Kosten: Fr. 220.–, zzgl. Pensionskosten.

Kappeler Singwoche. Psalmvertonungen aus verschiedenen Jahrhunderten, a cappella und mit

Orgelbegleitung. **21.–27. Juli.** Konzert am **26. Juli.** Leitung: Eva Rüegg, Kirchenmusikerin, Winterthur. Kosten: Fr. 340.–, zzgl. Pensionskosten.

Kloster Kappel, Kappel am Albis. Info/Anmeldung: 044 764 88 30, sekretariat.kurse@klosterkappel.ch

KURSE/SEMINARE

Frauen in Führungspositionen. Was kann dafür getan werden, dass in Konzernleitungen, Verwaltungs- und Stiftungsräten mehr Frauen vertreten sind? Partnerinnen von Unternehmen haben oft führungsähnliche Aufgaben zu erfüllen. Wie können sie in diese Rolle hineinwachsen? Referentinnen: Dr. Michèle Etienne, Inno-pool AG, Dr. Claudia Schlembach, Hanns-Seidel-Stiftung. Leitung: Prof. Dr. Stephan Wirz. **13. Juni, 18.30–20.30 Uhr.** Hotel Glockenhof, Sihlstrasse 33, Zürich. Anmeldung bis 7. Juni: Catherine Hauser, Paulus-Akademie, Carl Spittelerstr. 38, Zürich, 043 336 70 32, www.paulus-akademie.ch

Mystik. Erwachsenenbildung in den Kirchgemeinden Unterstrass und Oberstrass. **6. Juni, 19.30 Uhr:** Die persönliche Gotteserfahrung. Leben und Denken der Mystiker. Kirchgemeindehaus Unterstrass, Turnerstrasse 45, Zürich. **5. Juli, 10.30 Uhr:** Weitere Texte der Mystiker. Mystik heute. Kirchgemeindehaus Oberstrass, Winterthurerstrasse 25, Zürich. Mit Pfr. Roland Willemin, Pfr. Daniel Frei und Marti und Hannes Wiesendanger.

«Eine Handvoll Sternenstaub.» Im Spiegel des Universums entdecken wir uns aus einer überraschenden neuen Perspektive. Lesung und Vortrag von Lorenz Marti, ehemaliger Redaktor bei Radio DRS, Autor und Kolumnist bei «reformiert.». **17. Juni, 17 Uhr,** Relimedia, Ökumenische Medienstelle, Gemeindestrasse 11, Zürich.

Gehörlosenprojekte. Paola Innocente erzählt über ihre Arbeit mit Gehörlosen in Kolumbien und Kuba. **19. Juni, 19.30–21.30 Uhr.** Chilesaal, Austrasse 7a, Rickenbach.

KULTUR

Theater «Schrägi Vögu». Fest des von den Sieberwerken gegründeten Randständigen-Theaters. **8. Juni,** ab 16 Uhr. Würste vom Grill, Disco usw. Um 17 Uhr: Krimiko-

mödie «Aber hallo». Brauerstasse 6, Zürich. Eintritt frei – Kollekte.

«Wenn Museen sich treffen ...» In 32 Museen des Kantons Zürich treten am **2. Juni** Musikschülerinnen und -schüler in unterschiedlichen Formationen auf. Ritterhaus Bubikon: Ein Wanderkonzert durch die historischen Räume (14–16 Uhr). Zinnfiguren- und Imkereimuseum Grüningen: Musikalische Intermezzo der Musikschule Zürcher Oberland (11–13 Uhr). Besucherzentrum Sihlwald: Konzert mit einem Bläser- und einem Streicherensemble der Musikschule Adliswil-Langnau. (14 und 16 Uhr). Alte Sihltalstrasse 38, Sihlwald. Alle Angaben unter www.vzm.ch (Klingende Museen).

«Let me fly». Jubiläumskonzerte mit dem Gospelchor Langnau und Maja Oezmen-Hubacher. **1. Juni, 20 Uhr, 2. Juni, 17 Uhr,** reformierte Kirche, Langnau am Albis. Kinder Fr. 5.–, Erwachsene Fr. 10.–.

Folk Songs aus Europa. Gesungen vom Vokalensemble Ars Canora der Pauluskirche Zürich. Leitung: Stephan Fuchs. Am Hackbrett: Remo Crivelli. **2. Juni, 18 Uhr,** Pauluskirche, Milchbuckstrasse 57, Zürich. **10. August, 20 Uhr,** katholische Stadtkirche Laufenburg AG.

Musik am frühen Morgen. Mit Jörg Ulrich Busch (Orgel) und Pfr. Niklaus Peter. **5. Juni, 7.45–8 Uhr.** Fraumünster, Zürich.

Sinfonie der Engel. Konzertmeditation. Mit Pater Anselm Grün (Lesung) und Hans-Jürgen Hufeisen (Blockflöte). **6. Juni, 19.30 Uhr.** Kirche St. Jakob, am Stauffacher, Zürich. Vorverkauf: 079 643 11 45, zuerich@hufeisen.net

Gospelchor Albisrieden. Jubiläumskonzert – eine musikalische Reise durch fünfzehn Jahre. **9. Juni, 19 Uhr.** Neue Kirche Albisrieden, Ginsterstrasse 50, Zürich. Eintritt frei, Kollekte.

Orchester La Folia. Sommerkonzerte mit Dario Schmid (Hackbrett). Leitung: Mirion Glas. **15. Juni, 16 Uhr,** Foyer Serata, Tischenloostrasse 55, Thalwil. **16. Juni, 11.15 Uhr,** Wasserkirche, Zürich. Eintritt frei, Kollekte.

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 5.1/2013

MIGRATION. Der Kirchenbund warnt vor mehr Bootsflüchtlingen

UNMENSCHLICH

Für mich ist es nicht nachvollziehbar, dass die Evangelische Volkspartei und die Schweizerische Evangelische Allianz das unchristliche Asylgesetz unterstützen. Wollen wir die unmenschliche Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs mit populistischen «Boot ist voll»-Parolen wiederholen? Können wir dies vor unserem Gewissen verantworten? Machen wir uns nicht mitschuldig am Leid vieler Bedrohter und verwerfen wir am 9. Juni die herzlose Revision des Asylgesetzes! **MARTIN A. LIECHTI, MAUR ZH**

UNBEFRIEDIGEND

Bei der angenommenen Abzockerinitiative und den diversen Asylgesetzrevisionen geht es, zumindest psychologisch, um dasselbe: was Menschen bekommen, und was sie dafür leisten. Dieses Verhältnis ist bei vielen Immigrantinnen und Immigranten in meiner Umgebung unbefriedigend. Einige arbeiten trotz kargem Lohn hart. Andere zeichnen sich durch Arroganz, Faulheit und Diebstahl aus. Angestellte von Sozialämtern äussern sich frustriert: «Es ist schwierig, nicht fremdenfeindlich zu werden.» Wenn unsere humanitäre Tradition mehrheitsfähig bleiben oder wieder werden soll, dürfen wir die Einwanderer nicht zu armen Hilfsbedürftigen degradieren, sondern müssen mehr fordern. Viele kommen aus reinen Opportunitätsgründen, wenige sind wirklich an Leib und Leben bedroht. Für beide ist es keine Zumutung, dass sie alle unsere Gesetze einhalten, dass sie auch niedere Arbeit anständig ausführen und dass sie unsere Sprache so schnell wie möglich lernen. **MARTIN WEIBEL, ZÜRICH**

GEFÄHRLICH

Im Artikel steht, dass die evangelischen Kreise hinsichtlich der Volksabstimmung vom 9. Juni zur Revision des Asylgesetzes uneins seien. Ich hoffe, dass sich das noch ändert! Mit seiner Broschüre hat der Kirchenbund die wichtigsten Argumente für ein Nein formuliert. Wie schon viele Revisionen in den vergangenen Jahren wird auch diese nicht die Verfahren beschleunigen. Wohl aber ist sie ein weiterer Schritt in der Aushöhlung des Asylrechts. Vor allem dadurch, dass Dienstverweigerung und Desertion nicht mehr als Asylgrund gelten und dass Asylgesuche auf Schweizer Botschaften abgeschafft werden. Mit dieser Abschaffung werden noch mehr Menschen, und vor allem die schwächsten, Frauen und Kinder, auf gefährliche Flüchtlingswege gehen müssen, durch die Wüste und über das Mittelmeer, der Erpressung, der Gewalt und der Todesgefahr ausgesetzt (1500 Menschen sind im Jahr

2011 im Mittelmeer umgekommen). Am 9. Juni werde ich Nein stimmen! **PIERRE BÜHLER, ZÜRICH/NEUCHÂTEL**

REFORMIERT. 4.2/2013

PODIUM. «Atheistischer Pfarrer» füllt die Kirche

UNBENENNBAR

Gott mit unserer Sprache benennen zu wollen, das Unfassbare, scheint mir wie eine Hybris des Menschen zu sein. Die Verneinung – «nicht so» – scheint mir die bessere Annäherung. Gott ist potenzielle Kreativität. Jeder Bruchteil einer Sekunde ist alles neu und anders – kein Blatt ist gleich, keine Schneeflocke, kein Fingerabdruck der Milliarden von Menschen. Da kann man nur von unfassbarer Kreativität sprechen. Ich bin froh und finde es mutig, dass Klaas Hendrikse Gott in seinen Predigten nicht erwähnt. **ROSMARIE ROTH, GUTENSWIL**



Pfarrer Klaas Hendrikse

NUTZLOS

Zu sagen, den Gott der Bibel gebe es nicht, ist eine uralte Form des menschlichen Stolzes. Ich kann mir nicht vorstellen, eine Aussage wie Klaas Hendrikse zu machen, wenn man Jesus hat. Herr Hendrikse leugnet damit also auch Christus. Diskussionen mit Leuten dieser Art nützen nicht. **JÜRGEN BACHOFNER, GRÜT**

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS. Schreiben Sie an: zrschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

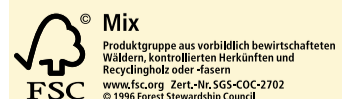
reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Zürcher, Aargauer, Bündner «Kirchenboten» und des Berner «saemann». www.reformiert.info

Redaktion ZH: Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Thomas Illi (ti), Kathi Koenig (kk), Felix Reich (fmr), Stefan Schneider (sts), Sabine Schüpbach Ziegler (sas)
BE: Samuel Geiser (sel), Hans Herrmann (heb), Rita Jost (rj)
AG: Anouk Holthuizen (aho), Annegret Ruoff (aru)
GR: Rita Gianelli (rig), Reinhard Kramm (rk)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer, Franzj Wynn
Korrektorat: Yvonne Schär
Auflage: 714 331 Exemplare

reformiert. Zürich
Herausgeber: Trägerverein reformiert.zürich
Präsident: Pfr. Rolf Kühni, Stafa
Redaktionsleitung: Felix Reich
Verlagsleitung: Kurt Blum
Blattmacher ZH: Felix Reich
Adresse Redaktion/Verlag: Postfach, 8022 Zürich
Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09
redaktion.zuerich@reformiert.info
verlag.zuerich@reformiert.info
Inserate: Kömedia AG, Geltenwilenstrasse 8a, 9001 St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Druck: Ringier Print AG Adligenswil
Nächste Ausgabe: 17.5.2013

Abonnemente und Adressänderungen:
Stadt Zürich: 043 322 18 18
Stadt Winterthur: 052 212 98 89
Übrige: Sekretariat Ihrer Kirchgemeinde



TIPPS



Sprache für Zeichen

SACHBUCH

VERTRAUTE SPRACHE – FREMDE RELIGION

Interreligiöses Lernen – ein grosses Thema unserer Zeit. Die beiden Theologen Christoph Gellner und Georg Langenhorst schlagen dafür den Weg über die Literatur ein und stellen Werke von jüdischen und muslimischen Autorinnen und Autoren aus dem deutschen Sprachraum vor. **KK**

CHR. GELLNER, G. LANGENHORST. Blickwinkel öffnen. Patmos-Verlag, 2013. 375 Seiten, Fr. 38.90

HEIMGESCHICHTEN

EIN KOMPLIZIERTES BEZIEHUNGSNETZ

Dieses Bändchen, weder Sachbuch noch Ratgeber, ist trotz des schwierigen Themas ermutigend. Als geriatrischer Heimarzt kennt der Autor die Verhältnisse und Probleme, die zu einem Pflegeheim gehören. In seinen Geschichten wird deutlich, wie vielschichtig und anspruchsvoll das Zusammenleben ist, wenn so viele unterschiedliche Menschen miteinander zu tun haben: die Kranken, die Betreuenden,

aber auch die Angehörigen, die der Autor «Schattenbewohner» nennt. Sie haben ihre Ecken und Kanten, ihre Macken und Bedürfnisse, ihre Biografie, die sie geprägt hat und weiterwirkt. Alle werden in diesen Geschichten ernst genommen, wie sie eben sind. So zeigt sich, wie wichtig gegenseitiger Respekt, Wohlwollen und Fantasie sind, wenn die letzte Lebensphase und der Abschied gelingen sollen. **KK**

CHRISTOPH HELD. Wird heute ein guter Tag sein? Erzählungen. Zytglotte-Verlag, 2010. 127 Seiten, Fr. 32.–

LIEDERBUCH

SINGEN HEISST AUCH ERINNERN

«Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren» – und wie geht das Lied denn weiter? Nachschauen kann man in diesem Buch, das alte Schlager, Volkslieder, Gassenhauer in Erinnerung ruft. Ein schöner Band in Grossdruck, mit Noten und stimmungsvollen Bildern von Barbara Trapp. **KK**

SPIEL MIR EINE ALTE MELODIE. Carus-Verlag, Reclam, Stuttgart. 137 Seiten, Fr. 31.90



Gemeinsames Leben im Heim



Nostalgie in Melodie und Bild



Vlado Stanculovic (links) und Petrit Tanushi sind am Flüchtlingstag tanzend auf politischer Mission

«Dance-BoooM» tanzt die Grenzen weg

PORTRÄT/ Petrit Tanushi und Vlado Stanculovic, der Kosovare und der Serbe, überwinden beim Tanzen Vorurteile.

Kurz vor zwölf Uhr samstags vor dem Eingang des Tanztrainingszentrums Emmenbrücke: Petrit Tanushi hat seine Briefträgertour hinter sich. Kippe im Mund, schwarzer Hut mit schmaler Krempe auf dem blonden Schopf, wartet Petrit, den seine Freunde Pete rufen, auf seinen Tanzpartner Vlado Stanculovic. Vlado und Pete sind Hip-Hop-Tänzer. Dazu passt Petes T-Shirt mit der Aufschrift «Dance-BoooM». Aus dem mittleren O ragt eine Lunte hervor.

EXPLODIERT. Wenn Pete den Tanzboden betritt, explodiert er förmlich, kommt sein Körper in Bewegung. Er tanzt für sein Leben gern, auch Vlado wird kurz nach seiner Ankunft sagen: «Tanzen, das ist das Leben.» Die Briefträgererei bringt beiden das Brot und das Tanzen den Fun fürs Leben. Vlados Grossmutter träumte sich wohl ihren Enkel einmal im weissen Ärztekittel, und auch Petes Eltern hatten sich andere Perspektiven für ihren Sohn ausgemalt. «Tanzen, das kommt ihnen zu weibisch vor», sagt Pete. Vlados Mutter ist aber nun doch stolz auf ihren Sohn.

Die beiden sind schliesslich Schweizer Streetdance-Meister 2012 geworden.

«Solange wir noch jung sind, sollten wir das machen, was uns am meisten Spass macht», sagt der 22-jährige Vlado und stopft die letzten Reste des Döner-Kebabs in den Mund. Jetzt betreten die vier anderen Hip-Hop-Tänzer aus Basel den Raum. Der Aufenthaltsraum in dem ganz in Weiss gehaltenen Tanzzentrum ähnelt einem Wartesaal. Die jungen Männer wirken hier etwas deplatziert. Nichts entspricht dem Hip-Hop-Klischee: keine zerbrochenen Fensterscheiben, weder Graffiti noch bröckelnde Fassaden. Hier ist die propere Schweiz.

ENTGRENZT. Und unter den Schweizer Hip-Hoppern hat auch das Wort «Schaffen» seinen Wert. «Tanzen ist Arbeit», sagt Vlado. Ohne Umschweife geht es in den Tanzraum. Sechs Tänzer verdoppeln sich im Spiegel. Vlado gibt die Bewegungen vor: rasante Drehungen und abrupte Stopps. Noch wummert kein Bass. Trockenübungen. Später muss jede Bewegung sitzen. Das Harte und das

Weiche, das Zackige und Geschmeidige zeichnen Vlados Choreografie aus. Ein Mix der Tanzstile ist Vlados und Petes Spezialität. Doch das Duo überschreitet nicht nur Stilgrenzen, sondern auch ethnisch definierte Markierungslinien. Vlado ist Serbe und Pete Kosovare. Über das binationale Duo runzelte so mancher in der Verwandtschaft die Stirn. «Für uns war das nie ein Problem», sagt Pete.

INGEBÜRGERT. Nun sind die beiden zum Kulturfest am Flüchtlingstag in Stans eingeladen. Natürlich wegen der Botschaft: Serbe und Kosovare tanzen friedlich miteinander. Eigentlich entspricht dies nicht ganz ihrem Selbstverständnis. Denn: «Wir sind Schweizer», sagt Pete. Auf dem Tanzparkett sind sie längst der nationalen Enge entkommen. Beide sind international, formulieren auf Twitter oder Youtube ihre Botschaften. So twittert Pete: «Jeder Mensch hat ein Recht auf Respekt.» Natürlich auf Englisch. Und das Ziel, der grosse Traum ihres Lebens, ist es, bei einer grossen Schau in den USA auftreten zu können. **DELFBUCHER**

TRENNENDE TANZSTILE

Petrit Tanushi und Vlado Stanculovic sind in den 1990er-Jahren, als Bürgerkrieg und Krise die ethnischen Vorurteile in Ex-Jugoslawien entfachten, als Flüchtlingskinder in die Schweiz gekommen. Getrennt hat sie erst nur eines: die Tanzstile. Vlado war Breakdancer und Pete Freestyler. Heute mixen sie die Stile und zeigen auch im Internet ihr Können.

YOUTUBE. Unzählige Videos finden sich unter den Namen der beiden Hip-Hopper.

GRETCHENFRAGE

SARAH GALATIOTO, BERGSTEIGERIN

«Glauben hat Ähnlichkeiten mit Bergsteigen»

Frau Galatioto, wie habens Sies mit der Religion?

Glauben hat Ähnlichkeiten mit Bergsteigen: Man sucht sicheren Halt, Schritt für Schritt, geht ruhig voran, mit Blick Richtung Gipfel. Oben angelangt, fühlt man sich oft dem Himmel ein Stück näher.

Näher als im Unterland?

Wenn ich im Morgengrauen durch ein abgelegenes Tälchen den Berg hinaufsteige, die Sonne langsam aufgeht und der Tag erwacht, wenn ich dann auf dem Gipfel ankomme, wo eine grosse Ruhe herrscht, dann empfinde ich ein starkes Freiheits- und Glücksgefühl – fern von allem Getriebe und Wichtigem «drunten». Das erlebe ich als ein Stück heile Welt – da bin ich nur mit dem Minimum im Rucksack ausgerüstet, ohne den ganzen Schnickschnack, auf den wir «unten» nicht meinen verzichten zu können.

Geben Ihnen die Berge Kraft?

Berge sind für mich der Ort, wo ich aufatmen kann. Das gleichmässige, stundenlange Marschieren dem Gipfel zu hat für mich oft etwas Meditatives. Wenn ich von einer Bergtour zurückkomme, bin ich wieder geerdet und näher bei mir.

Was kann man von den Bergen lernen?

Den Rhythmus im Einklang mit der Natur, fern jeglicher Hektik und Nervosität. Die Einsicht, als Mensch nur ein kleiner Teil der Natur zu sein – aber auch das Gefühl, nicht allein, sondern in etwas Grosseem aufgehoben zu sein. Und den Teamgeist: Seilschaften, die am Berg geknüpft werden, sind Freundschaften fürs Leben, die uns Bergsteiger tragen und stützen.

Und wie haben Sies mit der Kirche?

Wir sind mit der Kirche aufgewachsen, in Röttenbach im Emmental. Ganz normal. Mit Taufe, Sonntagsschule und Konfirmation im Würzbrunnkirchlein, dieser sehr speziellen, sehr ländlichen, mit Schindeln bedeckten Kirche, die man von den Gotthelf-Filmen her kennt. Dieses Kirchlein ist ein ganz wichtiger familiärer Ort für mich – samt dem Friedhof, auf dem unser früh verstorbener Vater beerdigt ist. **INTERVIEW: SAMUEL GEISER**



SARAH GALATIOTO, 33

präsidiert seit 2012 die Sektion Bern des Schweizerischen Alpenclubs (SAC), der heuer sein 150-Jahr-Jubiläum feiert. Die Sektion Bern ist mit rund 5500 Mitgliedern eine der schweizerweit grössten.

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHNI



VERANSTALTUNG

KIRCHENMUSIK

IMMER DER ORGEL NACH

Der Zürcher Orgelspaziergang führt durch die Klangwelten von vier historisch bedeutenden Instrumenten, die jeweils eine Etappe in der Entwicklung des Zürcher Orgelbaus zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert und der Mitte des 20. Jahrhunderts repräsentieren.

- Kirche Neumünster, Neumünsterstrasse, 13.30–14 Uhr: Werke von Johann Christian Kittel, Johannes Brahms, Charles-Marie Widor und Louis Vierne; Orgel: Ursula Cafilisch.

- Kirche St. Anton, Neptunstrasse 70, 14.30–15 Uhr: Werke von Josef Gabriel Rheinberger, Louis Vierne und Heinz Specker; Orgel: Heinz Specker.
- Französische Kirche, Schanzengasse 25, 15.30–16 Uhr: Werke von Nicolas de Grigny und César Franck; Orgel: Andreas J. Giger.
- Grossmünster, 16.30–17 Uhr: Werke von Camille Saint-Saëns, Johann Sebastian Bach und Johann Ludwig Krebs; Orgel: Andreas Jost.

ZÜRCHER ORGELSPAZIERGANG. 15. Juni, ab 13.30 Uhr. Moderation: Michael Meyer. Teilnahme gratis.